

DAS KINDERLEBEN

Bei den volkscundlichen Untersuchungen des Kinderlebens stehen in den meisten Fällen Einzelaspekte wie „Kinderspiel“ oder „Kinderglaube“ im Vordergrund. Das war und ist berechtigt, denn unsere Wissenschaft braucht thematisch ausgerichtete Einzeluntersuchungen für übergeordnete Gesamtdarstellungen. Allerdings müssen zu den ausschnittweisen Untersuchungen umfassende Aufzeichnungen kommen, denn der Lebensform der Träger, in unserem Fall der Kinder, wird auch eine Reihe verschiedener Einzeldarstellungen innerhalb eines eng begrenzten Raumes nicht gerecht. Auch hier macht nicht die Addition die Ganzheit, sondern vom Anfang an muß der Leitgedanke „Das Ganze ist mehr als die Summe aller einzelnen Teile!“ im Sinne des ganzheitlichen Bezugs jeder Erhebung die Untersuchung lenken.

Nach dieser Überzeugung habe ich meine Untersuchung und Beobachtungen des Kinderlebens und der Stellung des Kindes in der überlieferten Gemeinschaft in Wolfau als Teil einer Gesamtmonographie angelegt. Ich betone, daß ich damit nicht die Vollständigkeit des zusammengebrachten Materials meine, sondern die Methode, die verknüpfenden, bedingenden und bedingten Zwischenbeziehungen der einzelnen gesammelten Tatsachen herauszuarbeiten.

Die Kinder haben wie die Erwachsenen ihren besonderen Platz in der überlieferten Lebensform. Die Dreiheit des inneren Aufbaus im Leben der Kinder und in ihrem Verhältnis zu den Erwachsenen steht in enger Beziehung zu den entscheidenden Wachstums- und Reifestufen. Der erste große Abschnitt ist die Säuglings- und Kleinkindstufe mit ihrer unmittelbaren Abhängigkeit von den Erwachsenen, der zweite das Stadium der unabhängigen überlieferten Gemeinschaft der größeren Kinder und der dritte das Übergangsstadium des allmählichen Austritts aus dieser Gemeinschaft und das Hineinwachsen in die Lebensform der Erwachsenen und die Aufnahme in ihre Gemeinschaft.

Ich habe meine Darstellung in Übereinstimmung mit diesen Feststellungen angelegt und wende mich daher zuerst dem besonderen Le-

bensraum zu, in den der Säugling hineingeboren wird und in dem er heranwächst. Dann folgt die Beschreibung der unabhängigen überlieferten Kindergemeinschaft. Als Träger einer besonderen Überlieferung stehen die Kinder hier nur bedingt mit der Lebensform der Erwachsenen in Beziehung. Schließlich komme ich auf die Beziehung der heranwachsenden Kinder zu den Erwachsenen zu sprechen. Die Arbeit schließt mit dem Überblick über das Spielgut.

Jeder Bauer möchte einen Sohn haben. Er läßt daher, damit das erwünschte Kind ein Bub wird, beim Zeugungsakt den Hut auf oder die Stiefel an. Für die schwangere Frau gibt es nicht sehr viel Schonung, sie genießt aber Vorrechte. Wenn sie sieht, wie jemand etwas ißt und sie möchte das auch haben, dann muß der andere es ihr sofort anbieten. Sie selbst muß sich davor hüten, ihren Körper anzugreifen, wenn sie vor etwas erschrickt, denn sonst bekommt das Kind auf dem gleichen Körperteil Flecken. Erschrickt eine Frau in der Zeit ihrer Schwangerschaft vor dem Feuer und greift sich dabei zum Beispiel an den Hals, dann wird das Kind am Hals rote Flecken haben.

Früher waren die Familien kinderreicher als heute und die Zeiten der Schwangerschaften folgten oft knapp aufeinander. Die Frauen waren auch immer gezwungen mitzuarbeiten und gingen noch im hochschwangeren Zustand auf das Feld. Es kam öfters zu Entbindungen auf dem Weg vom Feld nach Hause. Die Mutter wickelte dann das Neugeborene in einen ihrer alten Kittel, deren sie mehrere trug, und nach einer „Rast“ ging sie sogar selbst nach Hause. Erfolgte die Entbindung zu Hause, so hat man früher das blutige Bettzeug den ersten Tag drinnen gelassen, denn *dä muaß älls auf gleich gean und des is guat für de Frau*. Bis vor einigen Jahren gab es nur *Hebammen, de des net glernt häbm*, alte Bäuerinnen, die Hilfe bei der Geburt leisteten. *Des is net so hoagli gwen!* Die meisten Kinder werden heute noch zu Hause geboren. Die Hebamme reicht das Kind dem Vater. Nimmt dieser es, dann bringt er damit zum Ausdruck, daß es sein Kind ist. Drohte die Geburt auf einen Neumond-Freitag oder Neumond-Sonntag zu fallen, dann redete man der schwangeren Frau zu, sie möge alles versuchen, dies zu verhindern, denn solche Kinder seien unglücklich und hätten keine Ruh.

Das Kind kam in die Wiege auf ein Kukuruzstrosackerl, auf dem ein kleines Deckerl lag. Um Kind und Wöchnerin vor der Trud zu schützen, malte man mit Kreide den Drudenfuß an die Tür. Die Katholischen legten dazu noch den Rosenkranz, die Evangelischen die Bibel heraus. Das Bett der Wöchnerin war verhängt, damit kein Fremder sie oder das Kind anschauen und ihnen schaden könne. Sehen die andern das Kind zum ersten Mal, dann dürfen sie es nicht loben. Sie zwicken es in die Nase und sagen, daß es häßlich sei. Auch muß man schauen, ob die große

Zehe bis zum Mund geht. Wenn ja, dann ist alles in Ordnung. Ist dies nicht der Fall, dann ist es ein bedenkliches Zeichen.

In der Wahl der Namen ist eine große Veränderung festzustellen. Früher erhielten die Kinder die Namen nach den Eltern, Großeltern oder Verwandten. Sie trugen überlieferte Namen, die für die Familienmitglieder etwas bedeuteten. Die gebräuchlichsten Vornamen waren Reserl, Mirzerl, Nettle, Sepperl und Hanserl, bei den Evangelischen kamen noch Tobias und Samuel dazu. Durch den Einfluß von Zeitung, Kino, Rundfunk und Fernsehen und durch die Arbeit in der Stadt finden wir heute auch die jeweiligen Modenamen neben den überlieferten, z. B. Dagmar, Claudia, Rita, zu denen die Familie keine innere Beziehung hat.

Die Paten werden von den Eltern — sehr oft aus der Verwandtschaft — gewählt. Die Paten haben sich früher wirklich um das Kind gekümmert und nicht nur zu den Festen Geschenke gemacht. Die Paten hatten nach den Eltern die größte Wichtigkeit.

Die Wäsche der Säuglinge wurde früher aus alten Kitteln und anderen Kleidungsstücken der Mutter oder der älteren Geschwister zusammenge näht. Heute wird die Säuglingswäsche zum großen Teil beim Dorfgreißler gekauft. Für die etwas größeren Kinder näht und strickt die Mutter die Kleidung nach wie vor selbst. Buben und Mädchen waren früher lange gleich angezogen: *Håbn ålle Kitteln ånghåbt!* und zwar je länger, desto weiter wir zurückgehen bzw. je ärmer die Familie war. Ein heute 82 Jahre alter Mann sagte, daß die Buben *Kitterl* trugen, bis sie vier und fünf Jahre alt waren, manche sogar bis zum Schuleintritt. In der Kindheit einer heute Fünfzigjährigen trugen die Buben auch noch bis zum zweiten Lebensjahr *Kleideln*. Die Haare waren immer kurz geschnitten worden. Der heute einunddreißigjährige Bruder einer fünfunddreißigjährigen Gewähnsfrau war *scho so ånzogn wia sa si gher!* Bis nach dem zweiten Weltkrieg trugen die Kinder auch keine Hosen. Die größeren Buben bekamen eine *Leib-und-Seel-Hosn* oder *Scheißhosn*. Das waren lange Hosen, die hinten offen waren und wo immer die Hemden herausstanden. Die kurzen Hosen oder die Lederhose sind heute noch Ausnahmen; die kleinen und großen Buben tragen fast alle lange Hosen.

Vor noch nicht allzu langer Zeit wurden die Kinder bei den ganz armen Bauern und auf abgelegeneren Höfen mit selbstgemachter einfacher Nahrung, vor allem mit dem sogenannten *Brennkoch* aufgezogen. Meistens waren die Kinder ein bis zwei Jahre an der Brust, oft war da schon das nächste Kind da. Heute sind die Säuglinge nur mehr durchschnittlich drei Monate an der Brust und dann bekommen sie *wås hålt des Naieste is und des steigert ma imma. Kriagt ma eh ålls hait. is jå wirkli leicht jetzt gegen friaha. I woåß går nit mehr, wia des Brennkoch is.*

Wenn die Kinder greinten, gab man ihnen einen Zuzl. Das war ein Leinwandfleck von an vavåschnen Sâchn und då is hålt a bißl Zucker einikumma und zsâmmdraht und eintunkt und då håbm se de Kinda unterhåltn bis z'Schlouf kumma sein. Auch eine Semmel oder gekautes Brot band man ein. De Woachling håbm hålt an Zuzl ghåbt. Die älteren Bauern haben lange diese Zuzl verwendet und haben dann auch lange in die Lutschker, wie man sie heute kennt, ein Loch gebohrt, Brustzucker und später Würfelzucker eingefüllt und dann in Teewasser getaucht. Besonders unruhigen Kindern gab man auch Wein und Mohn.

Von ungefähr einem halben Jahr an hat die Mutter die normale Speise vorgekaut und so dem Kind gegeben. Die Kinder saßen auch, sobald es ging, mit den Großen am Tisch; das ist auch heute noch so.

Sofort nach der Geburt war der Säugling in die Wiege gekommen. Er wurde, die Hände fest an den Körper gepreßt, mit der Tuchent niedergebunden. (Rechts und links an der Wiege waren Knöpfe angebracht und zwischen diesen lief eine Schnur hin und her.) Das Kind konnte sich nicht rühren, es konnte aber auch nicht herausfallen. Auch die Füße wurden eng zusammengefatscht, daß schein grad wern! An der Wiege war ein Band befestigt. Daran zog man und wiegte so die Kinder. Besonders während des Essens hat man sie so gewiegt. Mit'n Fuaß hat ma s' a gwiagt; i håb s' überhaupt vü gwiagt, denn des Rehrn hån i net laidn kinna! Oft hat man sie damisch gwiagt, um sie zu beruhigen und selbst Ruhe zu haben.

Ganz eng gefatscht, sodaß sich das Kind überhaupt nicht rühren konnte, wurde zirka drei Monate lang. Dann ließ man zuerst die Hände heraußen, dafür hat man das Kind aber umso fester niedergeschnürt, daß es nicht herausfallen konnte. Heute ersetzt der Kinderwagen die Wiege. In ihm wird das Kind gschurlt, d. h. so ganz kurz geschaukelt. Seit neuestem hat man auch schon Gitterbett und Gehschule, während man früher die Kinder einfach im Haus auf dem Boden und im Hof auf der Erde krabbeln ließ. Håt eahna nit gschådt, nit amål wås!

Wenn die Großmutter, die älteste Schwester oder eine Kinderdirn die Kinder wiegt oder auf die etwas größeren schaut, singen oder sagen sie ihnen oft was vor. Die Kleinen lernen das mit der Zeit und Dreijährige können davon schon viel auswendig. Die Überlieferung, die von den Erwachsenen auf die Kinder kommt, geht in erster Linie von der Groß- oder Urgroßmutter zum Kleinkind, denn diese hat am Abend schon Zeit, während die Mutter noch Arbeiten zu verrichten hat. In zweiter Linie geht die Überlieferung von der ältesten Schwester zu den kleinen Kindern; diese muß bei Tag die Pflichten der Mutter den kleinen Geschwistern gegenüber übernehmen. Daher spielt sie auch immer eine besondere Rolle in der Familie.

Die Melodien der Lieder sind einfach; der Text ist „persönlich“ ab-

gestimmt, denn die zwei- bzw. dreisilbige Koseform des Namens wird jeweils eingesetzt. Unser Musterkind heißt „Reserl“.

Schlouf, Reserl, schlouf,
Dein Vouda is a Grouf,
Dein Muada is a Bauernsdirn,
De wird ihr Reserl sölba wiagn. auch: sull und Kinderl
Schlouf, Reserl, schlouf.
Schlouf, Reserl, schlouf,
Im Gärtn sein de Schouf.
De schwärzn und de weißn,
De wölln mein Reserl beißn.
Schlouf, Reserl, schlouf.
Schlouf, Reserle, siaßn,
D'Engerl låssn di griäßn.
Se låssn di griäßn,
Se låssn da sågn,
Du sollst mit se spazierenfährn.

Haio popaio,
s'Katzerl laft in Staio,
Laft a z o u t a t s B u m m e r l nochi, auch: is schwärze Hunderl
Beißt in Katzerl Fuaßerl o.
Nit gar o, nit gar o,
Katzerl warst dahoam bliebm,
War dein Fuaßerl gånz bliebm. auch: Daß no a wengerl hupfm måg.

Hott, Schimmerl, hott,
Morgen fährn ma in d'Stådt.
Um a Loaberl Brot,
Um a Glaserl Wein,
Då wird d'Reserl lusti sein.

Posch Handerl zsåmm,
Posch Handerl zsåmm,
Wås wird da Vota bringa?
R o t e Schuach, Strimpf dazua, Den Kindern kaufte man gern rote
Då wird d'Reserl springa. Schuhe, besonders zu Ostern.

Zu den ersten Sprüchen, die de Ältn, wer hålt gråd Zeit håt ghåbt, den Kindern beigebracht haben, gehören die *Fingersprüche*:

Der is ins Wassa gfälln,
Der hât'n außazogn,
Der hât'na hoamtrâgn,
Der hât'n ins Bett glegt,
Der hât'n zuadeckt.

— —
Der is i n s W a s s a gfalln,
Der hât'n außagfångt,
Der hât'n âgwischt,
Der hât'n homtrâgn,
Der hât'n ganz daschlägn.

auch: in Bâch

— —
Der is ins Wassa gfälln,
Der hât'n außigfischt,
Der hât'n hoamtrâgn,
Der hât'n ins Bett glegt,
Der hât'n wieda aufgweckt.

— —
Dâ is a große Wiesn gwen,
Dâ is a Hâs auffiglaufn.
Der hât'n gschossn,
Der hât'n hoamtrâgn,
Der hât'n ins Bett glegt und
Der hât'n gfressn.

(= Handteller)
(zwischen Daumen und Zeigefinger)

No so a Bledsinn, den die âltn Lait den Kindern sagten, war:

Gemma zum Schneida,
Mâcha ma's weida,
Gemma zum Zimmermann,
Der hängt a Schlesslerl drân.

— —
Heut ham ma K e g e l g s c h i e b m,
Is ma a Kreizerl überblieb m.
Kreizerl hâb i Messerl kaft,
Messerl hâb i Grâs âgschnittn,
Grâs hâb i Kaiberl gebm,
Kaiberl hât ma Mülli gebm,
Mülli hâb i Katzerl gebm,
Katzerl hât ma Maiserl gfânga,
Maiserl hâb i Hunderl gebm,
Hunderl hât ma Hâserl gfânga,
Hâserl hâb i Jungfrau gebm,

(Die Kinder haben sich darum
gerauft, wer Kegel aufsetzen
durfte — wegen des Ver-
dienstes.)

Jungfrau hát ma Krápfa gebm,
Krápfa háb i Lehrer gebm,
Lehrer hát ma Staberl gebm,
Staberl háb i Pfárra gebm,
Pfárra hát ma Wein gebm,
Wein háb i trunka,
Glaserl is vasunka.

Wenn die Kinder baten, man möge ihnen etwas erzählen, hielt man sie oft hin:

*I waß a Gschicht, de is net lång,
Von Tisch bis zu da Ofenbänk.
Von da Ofenbänk bis hinters Haus,
Jetzt is de Gschicht scho wieda aus.*

Nicht alle Mütter oder Großmütter erzählen gern und gut. *Erzählen? Já, schon a, aber sie tuat sie de Hefteln anschau, die Micky Mouse, die sind leicht, dá kennt sie's nách den Bildeln.* Es gibt jedoch schon unter den Zwölfjährigen gute Erzählerinnen: *Wie i krank wár, hát s' ma erzählt. Hát a Märchenbuach glesn und sólba ausdenkte Gschichtn; sie kánn des iberhaupt so guat, i bring des nit so guat zsámm,* erkennt die Freundin neidlos an. Erzählt die Großmutter, dann erzählt sie von früher, was sie miterlebt hat. Sie erzählt auch noch den größeren Kinder, vor allem den Mädchen. Die Mutter erzählt nur solange, als das Kind noch nicht lesen kann. Dann nicht mehr. Neben *richtigen Gschichtn* erzählt man auch aus dem Volksglauben: *Vom Himmel schaut da Himmelnáni oba und de Stern, des sein de Engerl. Dei kloane Schwesta, de gstorbm is, is jetzt a Engerl obm. Wánn's a Dunnerwetta gibt, tuat da Himmelvota greinen! Seids brav!* Das sagt man den Kindern heute noch. Man schreckt sie auch mit dem Wassermann und will sie damit vom Bach fernhalten. *Geht's net zuwi zum Brunn oder zum Bäch, da Wássamann ziagt eich eini!* (Früher gab es offene Brunnen, aus denen man mit einem Kübel an einer Stange das Wasser schöpfte.) Auch mit dem Rauchfangkehrer droht man den Kindern und natürlich zu den jeweiligen Terminen mit dem Krampus (früher Niklo) und der Luzl. Die Mutter eines dreijährigen Buben — der heute bereits 30 Jahre alt ist — hatte sich als Luzl *anglegt*. Sie trug einen Überzieher, eine *schiache* Kappe und hatte die Milz eines gerade gestochenen Schweines als Zunge genommen. Sie wollte den schlimmen Nachbarbuben schrecken. Ihr Bub war bei den Nachbarn drüben. Wie er nun sieht, daß die Luzl seinen Freund mitnehmen will, beginnt er, Holzscheiter nach ihr zu werfen und die Luzl muß abziehen.

Die Buben werden als *Luzl* oder *Pudlnandl* von der Mutter nie mit-

genommen, nur die Mädchen. Sind diese schon etwas größer, gehen sie auch allein. *I und de Traude, mir sein åls Luzln gånge. Mir sein zu Sibylle* (eine gute Freundin) *gånge; dån a zu de Náchbårn. Als Pudlnandl sein mir a gånge.* Die Kinder wachsen durch dieses Mittun ins Brauchtum hinein. Die Übernahme und Fortführung der Überlieferung wird den Kindern nicht bewußt und ebenso erfolgt die Weitergabe durch die Erwachsenen unbewußt und nur durch die inneren Gesetze der überlieferten Gemeinschaft.

Genau so verhält es sich bei den anderen Erscheinungen der Lebensform.

Da die Träger des Luzl- und Pudlnandl-Brauches die Frauen sind, deshalb werden nur die Mädchen von der Mutter mitgenommen.

Die kleinen Kinder glauben in der Regel noch ans *Christkinderl*, an Nikolaus und Krampus und an den *Osterhås*. Auch der *Osterhås* ist eine junge Erscheinung. Im fünften Lebensjahr schleichen sich schon Zweifel ein, da viele Gerüchte umschwirren, wenn einer schon etwas anderes gehört und dies auch sofort weitererzählt hat. In der ersten Klasse sagt dann der Pfarrer den Kindern, daß es den bösen Krampus nicht gibt, *daß ma se net fiachtn*. Nur den heiligen Nikolaus und das Christkind läßt er gelten. Durch diese Haltung des Pfarrers werden die Eltern der vorschulpflichtigen Kinder, die *so hålb sein*, unsicher, ob sie jetzt zuwarten sollen oder nicht. *Wån ma's ehna gånz glåttweg sågt, dån is nimma schean. Derweil sie glaubm, is noch schean.*

Die kleinen Kinder glauben an den Storch als Kinderbringer. Eine Vierjährige schrie im Sommer, wo es auf den Wiesen viele Störche gibt:

*Storch, Storch, guda,
bring mir einen Bruda! und
Storch, Storch, besta,
Bring mir eine Schwesta!*

und sie legte auch Zucker ins Fenster, denn *dån waß da Storch, daß ma no an Bruada oder a Schwester will! Wån er'n holt, nocha woaß ma, daß er den Wunsch ghert håt!* Der siebenjährige Bruder zweifelt noch so hin und her, sagt aber: *I waß eh ålls, denn i håb durchs Schlisslloch gschaut! Die Náchbårn håbm so a Dirndl wie unsere* (4 Jahre alt) *ergånzte die Mutter und an klan Buabm mit an Jahr. Die Buabm, die großn, de miassn jetzt imma mit dem Klan fåhrn mitn Wågn. ‚Mama‘, håt er gsågt, ‚i möcht a so gern mit so an Wågn fåhrn!‘ ‚Geh‘, håb i gsågt, ‚mir wern jetzt no oanmål so a klans Dirndl oder an Buabm kriagn! Dån schreit's so viel und dån is kein solche Ruah nit då! — ‚Nå já, muaß ma hålt dem Storch schreibm!‘ håt der Männ inzwischen gredt. — ‚Jå, då brauch ma 'n Storch dazua! I woaß des scho! Du kånnst des mäch'n, håt er zu mir gsågt. Weiters håb ich nichts gredt, weil, wenn man*

dänn auffordert, *dänn woaß ma net, wie weit sie kommen. Wie weit er is, woaß i net, er sagt nichts. Wås hält die Kåmrådñ so durcheinand redn!* Die Kinder wissen sehr früh, daß die Mutter ein Kind im Bauch trägt und sie wissen auch, wie es auf die Welt kommt. Die Rolle des Vaters dabei kennen sie aber lange nicht. Sie nehmen nicht von vornherein das an, was sie bei den Tieren beobachten. Eine Zwölfjährige sagte mir: *Da kumman dann de Kinda sölba drauf. De Kinda, de ducken se, de gengan so leisi eini und tuan wie s' lesn tan und da hern s' so genau zua!* Dann klären sie einander auf. Für die Aufklärung, die die Kinder theoretisch durch die Schule erhalten, wo Broschüren ausgeteilt werden, sind die meisten Eltern dankbar. *I woaß net, sie sägn imma, man soll aufklärn, über des kummt de Öltern scho schwer än. Was sollt i jetzt zu dem Kind (7 Jahre alt) schon sägn?*“ Früher gab es diese Aufklärung in der Schule nicht. Sie erfolgte, wenn überhaupt, durch die Mutter. Eine Fünfunddreißigjährige sagte mir, wie es war, als sie die Regel bekam: *Åls so wait wår, hån i mi zur Bodnstiagn zuwiglahnt und hån sovül gwant; i bin so derschrockn und i hån mi sovül gschåmt!*

Das Verhalten der großen aufgeklärten Buben und Mädchen ist verschieden. Ein Erzähler im Dorf, ein über siebzigjähriger Mann, liebt es, drastische Ausdrücke in seine Erzählungen hineinzubringen und sie breit auszumalen. Wie sich die vierzehn- und fünfzehnjährigen Buben verhalten, wenn sie allein zuhören, weiß ich nicht. In meiner Gegenwart jedoch waren sie voll Scham und versuchten, den Erzähler unter Hinweis auf andere Geschichten von seinem Thema abzubringen und wurden, da er ihnen zuerst nicht diesen Gefallen tat, zornig, was sie ihm jedoch, da sie dem alten Mann Respekt schulden, nicht offen zeigen durften. Die jüngeren Mädchen, elf, zwölf und dreizehn Jahre alt, fanden an solchen Geschichten unverblümt Gefallen, ohne sich durch die Gegenwart einer Fremden oder der Burschen stören zu lassen.

Im selben Alter, also mit etwa drei Jahren Altersunterschied zugunsten der Mädchen, zeigt sich auch ein deutlicher Unterschied im Geschmack hinsichtlich der Filme, die sie hie und da in Allhau anschauen. Die Buben interessieren Wildwestfilme, besonders die Winnetouserie fasziniert sie. Die Mädchen, die die Buben ohneweiteres mitgehen lassen würden, *interessiern si net dafür*, sondern gehen lieber in Liebesfilme, was die Buben geringschätzig abtun. Mitzugehen können sie sich nicht entschließen, obwohl schon ein beginnendes Interesse an den Mädchen spürbar ist. Das ist aber noch mehr eine *Kinderliebe*: man holt diejenige, die einem besser gefällt, von der Heimstunde ab, man redet mit ihr und man trifft sie Sonntag nachmittag beim Fernsehen im Gasthaus. Alles bewegt sich jedoch noch durchaus in harmlosen Bahnen und die Buben sind zu diesem Zeitpunkt entwicklungsmäßig den Mädchen hintennach.

Der Säugling bzw. das Kleinkind wird der Großmutter, dem Großvater oder älteren Geschwistern anvertraut. Sind solche nicht da, dann wird der Säugling aufs Feld mitgenommen. Er wurde in die Wiege hineingeschnallt, diese auf den Kopf genommen und aufs Feld mitgetragen. Dort wurde sie *hingstöllt*. Sind die Kinder größer und muß man sie mitnehmen, werden sie einfach *zuwigsetzt*. Sind sie unruhig oder hungrig, geht die Mutter hin und beruhigt oder füttert sie.

Die Kinder, die schon größer waren, trug man auch in Buckelkörben mit oder man setzte sie in selbstgemachte Wagerln und zog sie mit. Diese „Kinderwagen“ bestanden aus einer Kiste oder aus einem *Trucherl*, woran vier Räder befestigt waren. Das Kisterl oder *Trucherl* war aus *Sprißln* bzw. *Brettln* zusammengenagelt. Heute hat man schon Kinderwagen wie in der Stadt. Sind die Kinder noch größer, dann sitzen sie auf dem Wagen oder auf dem Traktor, mit dem man aufs Feld fährt.

Auch heute werden die kleinen und größeren Kinder viel aufs Feld mitgenommen. Wenn auch ältere Geschwister oder alte Leute da sind, die auf die Kleinen aufpassen und mit ihnen spielen, so werden sie daneben trotzdem auch mitgenommen. *Wänn d'Oma oder da Hanserl (14) dahoam sein, dann derf d'Greterl (4) z'Haus bleibm. Dann fährt da Hanserl furt und dann muß i (7) aufpassn. Aber i wüll a net so oft aufpassn und dann muaß s' aufs Föld mit. Dã derf s' ihr Puppem net imma mitnehma.*

Die Mädchen spielen draußen auf dem Wagen, wenn er im Schatten steht. Sie machen dort ein *Betterl* oder ein *Haiserl* mit Kotzen und Decken. Bei den alten Leiterwagen ist bei jeder Stange eine Kette und darüber werden die Decken gehängt. *Drinne*n wird dann mit der Puppe gespielt: Anziehen, Ausziehen, Schlafenlegen. Wenn das zu fad geworden ist, wird *außergängen* und *aus Hetz* Kukuruz gerebelt oder mit dem Messer vom Vater oder Großvater ein Ast von den Bäumen geschnitten und daran herumgeschnitzt: Namen, Ringe, andere Verzierungen. Auch die Buben, wenn sie nicht mitarbeiten, tun *auf Prigl umanãndaschnitzn, auf Bam a!*

Die Buben werden öfter als die Mädchen aufs Feld mitgenommen. Es ist nicht verwunderlich, daß viele von ihnen schon als Kleinkinder viele Handgriffe der Feldarbeit beherrschen. *Wänn da Vota hint nãchi geht*, fahren sie sogar mit dem Traktor, mähen und ackern. *Da Vota sägt eahm a ãlls!* sagt eine Zwölfjährige über ihren jetzt siebenjährigen Bruder, der in seinen Ferien fast jeden Tag mit dem Vater aufs Feld ging. Während der Schulzeit — und er geht gern in die Schule — wird das Aufgabenmachen auch danach eingeteilt, wann er mit dem Vater zusammen aufs Feld geht und wann er dann Zeit hat.

Wenn es notwendig ist, daß jemand auf das Kind schaut, dann muß auch der ältere Bruder *hiatn*. Die Älteren zogen die Kleinen früher in den

Kisten mit de vier Radln mit; waren sie ihnen im Weg — *Mir hãm ja a spũln wolln!* — griffen die Größeren auch zu drastischen Methoden. So hat ein heute Fünfzigjähriger, als er ein Kind war, seinen zwei Jahre alten Bruder an den Leiterwagen angebunden. *Der hãt den gãnzn Heandreck und ålls zsãmmgfressn, åber hãt eahm net gschãdt, net amol wås!* Auch der heute vierzehnjährige Othmar muß manchmal seinen einige Wochen alten Bruder *hiatn*, und das Spiel muß dann, wie bei der Arbeit, zurückstehen. Das lernen die Kinder sehr früh.

Ist keine Großmutter mehr da oder kann sie noch andere Arbeit — besonders Hausarbeit — leisten, dann springt der Großvater, dem seine frühere Arbeit schon zu schwer geworden ist, als Kinderhüter ein; das kann sich auch um eine Generation zurückverschieben und wir sehen dann den Urgroßvater oder die Urgroßmutter in dieser Rolle. Ich traf einen sehr regen zweiundachtzigjährigen Urgroßvater mit seiner kleinen Urenkelin Claudia, die gerade sprechen gelernt hatte und der dieser alte Kinderlieder und Verse vorsang und erzählte. Es war am Nachmittag und die beiden waren ganz allein auf dem Hof; alle anderen waren weg bei der Arbeit.

Bei vielen Häusern gibt es auch Sandhaufen, entweder vor dem Haus oder im Hof. Den Sand brauchten die Leute zum Bauen und ließen dann einen kleinen Haufen für die Kinder liegen, denn *dã dahãlt ma s' beim Haus*. Ist dieser Spielplatz vom Haus aus nicht einzusehen, so steht oft daneben die Bank, auf der der Großvater sitzt und aufpaßt.

Die Kinder spielen auch in Hof und Garten in kleineren Gruppen. Sie gehen, sind sie etwa vier Jahre alt, auch mit den älteren Geschwistern mit. Bei vielen Unternehmungen dürfen sie sich auch dem oft wesentlich älteren Bruder und seinen *Kãmradn* anschließen, der dann auch immer ein Auge auf sie hat, ohne daß ihm das vorher ausdrücklich angeschafft wurde. Er fühlt sich für die kleineren Geschwister verantwortlich und teilt auch Süßigkeiten, die er z. B. für eine Arbeit beim Lehrer oder Pfarrer bekommen hat, selbstverständlich und freiwillig mit ihnen.

Zwischen 1938 und 1945 gab es einen Kindergarten im Dorf. Heute wünschen ihn vor allem die Frauen, deren Mann als Pendler auswärts arbeitet; ihnen ist oft schon der Haushalt zuviel geworden und sie wollen die Kinder aus dem Haus haben. Die Frauen der Pendler und Saisonarbeiter gehen im allgemeinen nicht zu den Bauern arbeiten; diejenigen aber, die nur mehr *tacheniern* und Schundromane lesen wollen, sind in der Minderzahl und gerade sie verlangen die Wiedereinführung des Kindergartens.

Mit der Körperpflege nahm man es früher nicht genau. Die Kinder wurden einmal in der Woche gebadet. Solange sie ganz klein waren, ge-

schah dies in den *Multerln*, später setzte man sie in Schaffeln. Waren sie dafür zu groß geworden, so standen sie daneben und wurden von der Mutter *åbigwåschn*. Eine wichtige Regel war — und sie wird auch heute noch eingehalten —, daß dem Säugling die Nägel nicht mit der Schere abgeschnitten werden dürfen; sie werden von der Mutter abgebissen.

Heute gibt es für die Säuglinge dieselben Produkte, die man in der Stadt zu kaufen bekommt: Creme, Seife, Puder, Öl. Dies ist seit 1938 der Fall, wo die Leute diese von der Mutterberatung zugeteilt bekamen und so darauf aufmerksam wurden. Heute machen es die allgemein verbesserte Lage und das Pendler- und Saisonarbeiterwesen möglich, daß die Leute sich diese Erzeugnisse leisten können.

Was Krankheiten anlangt, *wår des friaha aso: håt mar koa Kränkenkassa ghåbt. Ist nicht einzåhlt worn friaha. Då håm wir nur unsern Hausarzt ghåbt und nur in schwern Fålln ist der Arzt kummen, nur in gånz schweren Fålln. Sunst hat's koan Arzt gebm.* Tiefe Schrammen vom rostigen Blech, mit dem die Räder der Kinderwagen befestigt waren, waren *nichts* und wurden nicht einmal *gscheit einbundn*. Die Haltung der Leute selbst hat sich, was die Beurteilung der Gefährlichkeit einer Verwundung anlangt, nicht viel geändert, aber früher hat man sich auch in den *gånz schweren Fålln* oft mit Hausmitteln beholfen, weil der Doktor weit weg und vor allem zu teuer war. Wenn die Kinder Fieber hatten, hat man ein *Dampfl* (Ura) *auflegt, oanmål auf's rechte Fuaßerl und 's linke Hånderl und so åbwechselnd hålt*. Auch mit Kräutern kannten sich die Leute ein wenig aus. Die Verwendung von *Kamüllntee, Lindenbliahtee und åndere Kraider* war allen gelåufig. Daneben gab es dann auch *Lait, de a wengerl wås veståndn håbm*, an die sich die Bauern mit ihren Leiden und Gebrechen wandten. Die Wolfauer gingen lange zu einem Mann, der *Gróuwot Jousl* genannt wurde. Er war ein Bauer und wohnte in *Håckabergn*. Er *håt de brochenen Hånt ånbrettlt*, er hat sich aber auch auf das *Schwundwendn* verstanden. Ich sprach mit einem Ehepaar, das diesen Mann seinerzeit mit seinem Sohn, als er noch ein Säugling war, aufgesucht hatte. (Heute ist der Sohn über dreißig Jahre alt.) Dem Kleinen konnte damals *koan Doktor* helfen, deren es zwei oder drei in Allhau gab. *Er håt imma gwant und gschrian*. Dies führte zu einem unerträglichen Zustand. Der Vater, der Schneidermeister war und in seiner kleinen Wohnung, die zugleich Arbeitsraum war, auch noch Lehrlinge untergebracht hatte, kam so weit zu sagen: *Kind, so gern mir di håm, jetzt soll unser Herrgott oanmål an Strich måchn, so oder so; gean mir zugrund oder du!* Sie befolgten dann den Rat, das Kind zum *Gróuwot Jousl* zu tragen, obwohl das ein weiter Weg war. Dieser *håt dås Kind auspåckt, ångschaut und genau ågriffn. Dån håt er's Kreiz über eahm gmåcht und leise wås gsågt. Dån håt er d'Fingernågl gschnittn und de Zechnnågl åzwickt und schean in Papier eingmåcht. Des, denk i mir,* (es erzählt die

Mutter) *hât er verbrennt. Er hât's auf jedn Fäll bei sich ghältn. Dänn hât er mir a Schmir gebm, mit der hâb i des Kind auf d'Fiaß und am Bauch einreibm miassn und von Tåg zu Tåg is besser worn. Und de Doktorn hâbm eahm net hölfn kenna!* Der Vater fügte noch hinzu: *Auf den Hokuspokus gibt ma net vül, aber vielleicht, daß de Schmir guat wâr.*

Der Grouwot Jousl lebt nicht mehr. Auch ihn mußte man, *wia de Doktorn*, mit Geld bezahlen. Er nahm seine Behandlungen nicht zu einer bestimmten Zeit vor, sondern *wänn ma hält kemma is. Dänn hâm sie's eahm äbbotn, dänn hât er nix mehr gmâcht.* Er ist dann aber oft *in de Haiser gängen, weil daham hâm eahm de Doktorn beobacht.*

Auch heute ist in Wolfau noch kein Arzt. Es ist heute aber leichter, ärztliche Hilfe herbeizuholen und die Inanspruchnahme eines Arztes ist keine solche finanzielle Katastrophe mehr wie ehemals, obwohl es für die Familien, die keine Krankenkasse haben, immer noch eine große Belastung darstellt. Aber man hört nicht mehr: *Mâches Kind hält's aus, mâches nit. Sein hält gängen.*

Viel zum Spielen haben die Kleinen nicht gehabt, vor allem kein gekauftes Spielzeug. *Dâ is des Göld net so gwesn, daß ma den Kindern wâs gkauft hât. Hechstens a Reixerl fir de ganz Klan hât's gebm.* Die anderen haben sich *mit a paar alte Scherbm gspült, mit an Sândbaberl, a Kett'n hât ma gnumma und greixnet, mit'n Ofenwagl sein ma umg'fâhrn und de Pfluagradln hâbm ma gnumma, mit de Katzn hât ma gspült und mitn Hund und mit de Oachkatzln. Da is ma auf d'Bam kraxelt: wer schnöllâ wâr!* Auch heute spielen die Kinder mit der Katze, die sie im Puppenwagen umfahren und Vierjährige klettern bereits schnell und gewandt auf Bäume, auch die Mädchen. Sehr viel ist man im Wald und spielt dort *„umanând und a auf da Wiesn.* Die Mädchen flechten *Sesslern und Kâppn aus de Binessn, des is a runds Grâs.* Es hat sich alles nicht sehr verändert, nur haben die Kinder heute einige gekaufte Spielsachen, die Mädchen Pupperln, einen Puppenwagen und vielleicht noch eine Puppenküche, die Buben eine Federnkrone und *an Colt.* Eine heute achtundfünfzigjährige Frau berichtet: *Mir hâbm uns schon a mit Pupp'm gspült, aber dâs hâm mir uns alles sölba mâchn miassn. Mir hâm an Sâchn Fleck zsâmmdraht, des wâr da Kopf, dänn hât ma a bißl Holz befestigt, des wâr'n de Hânt, dänn hât ma a so a Gwandl zsâmmgmacht und dänn hât ma a Schächtl oder so wâs ghâbt und des wâr des Bett und dâ hât ma s' einibett und dâ hâm ma uns recht gfrait. Des wâr unser Gspüzaig.* Für die ganz Kleinen machte die Puppe die Mutter und der Vater oder der Großvater eine *Wiagn.*

Fast jedes kleine Mädchen hatte eine *Docka*, die die Mutter aus *Zoutn* gemacht hatte. Das Gesicht war ein weißer Fleck, auf dem mit Zwirn Augenbrauen, Augen, Nase und Mund ausgenäht waren. Eine sol-

che Puppe hieß auch *Wurschtel*. Diese Fetzenpuppen sind erst während oder nach dem zweiten Weltkrieg durch billige Zelluloid-, Stoff- und Machépupperln, die man beim Dorfgreißler zu kaufen bekam, allmählich abgelöst worden. Die Armen kauften die ganz kleinen und billigsten, die Reicheren manchmal auch angekleidete und solche, die quietschten.

Neben den Puppen werden bestenfalls noch Holzpferderln gekauft. Diese sind lackiert und haben Mähne und Zügel aufgemalt. Sie sind etwa 20 cm hoch und stehen auf Rädern, damit man sie ziehen kann. Auch heute machen die Erwachsenen Spielzeug für die ganz Kleinen: kleine Leitern und Schubkarren; mit denen und mit *Gärtningschirrln* spielen sie auf dem Sandhaufen. Die Kinder haben aber ganz allgemein wenig Vorrat an Spielsachen und vermissen diese auch nicht. Mit der Puppe spielen die Kinder oft *Voda und Muada*. Meistens spielen das zwei kleine Mädchen, manchmal sind auch kleine Buben dabei. (Diese laufen aber lieber den größeren *hint nâch*.) Die Kinder verkleiden sich dabei nicht. Daneben spielen sie auch *Kaufmann*. Sie schneiden aus den alten Katalogen der Versandhäuser die Bilder aus, die die Ware darstellen, kleine Zettel aus Papier sind das Geld zum Zahlen und *dänn geht d'Muada einkafn*. Das spielen die Kinder besonders gern zu zweit in der Küche, wenn es draußen regnet.

Geschenke bekommen die Kinder nur von den Eltern und den Paten. Dazu kommt in jüngster Zeit, von der Schule angeregt, ein Beschenken der Kinder untereinander zum Geburtstag. Seit der Einführung des Muttertages treten auch die Kinder als Schenkende auf.

Früher gab es zu Weihnachten in der Hauptsache *a weng an Christbaum mit an rotn Lebzölt*. Dieses *Lebzölt* war auch bunt angestrichen oder gespritzt. Die Lebzelten wurden beim Dorfgreißler gekauft. Dieser bezog die Waren aus Pinkafeld, da die in Litzelsdorf erzeugte Ware nicht so gut war. — Die Lebzelten waren ausgestochen und rot gefärbt. Es gab verschiedene Figuren: Vögel, Roßreiter, Uhren, Herzerln, Sternderln, Binkerln. Wurden auch *Glöckerl* genannt. Zwei *Radln* oder *Kugln* waren mit Papierbandeln verbunden. Die Bandeln waren etwa 10 cm lang und blau. Die *Radln* oder *Kugln* waren eines blau und eines rot oder weiß. Daneben hingen noch *Nuß, Birn und Äpfl* auf dem Baum. Goldene und silberne Nüsse und Goldfäden waren der einzige Schmuck. Die Kinder stellten die schön geputzten Schuhe unter den aufgehängten Baum und in sie legte das Christkind ein. *Unsa Muada hât Kletznbrot bocha. Sunst hâbm ma's net so dick kragt*.

Heute kaufen die Leute Schokolade und Zuckerln für den Christbaum. Viele machen sich diese Schokoladestücke selber. Sie gießen die Masse in Formen aus Weißblech, die man, ebenso wie die Zutaten für die Schokolademasse, beim Dorfkaufmann bekommt, und wickeln die erstarrten Stücke in farbiges Stanniolpapier, das — bereits zugeschnitten

— ebenfalls erhältlich ist. Daneben hängt man auch viel Würfelzucker und Stollwerk, die in Zuckerlpapier gewickelt werden, auf. Dieses Papier ist vorwiegend weiß, farbiges wird viel weniger gekauft. Auch die Buben helfen beim Schokoladegießen mit bzw. besorgen das allein, wenn es nicht anders geht, und helfen auch sonst bei den Vorbereitungen und beim Schmücken. Es ist immer wieder der Fall, daß die Buben für Aufgaben, die an und für sich mehr dem Pflichtenbereich der Mädchen zugehören, herangezogen werden, wenn keine Mädchen da sind. Das haben wir schon beim *Hiatn* gesehen und das gilt auch für Küchenarbeiten und fürs Einkaufengehen.

Heute liegen schon bescheidene Geschenke unterm Baum. Für die Größeren gibt es Schulsachen und Wäsche, für die Kleinen Bilderbücher, billige Puppen und Pferdelein. Unter den Schulsachen finden sich Bleistifte, Buntstifte, Kugelschreiber und Pelikanfedern, eventuell eine neue Schultasche, bei der Wäsche vor allem Hemden und Strümpfe. Dies wird im Dorf gekauft. Dazu kommt vor Weihnachten in letzter Zeit der Adventkalender. Diese Weihnachtsgaben gibt es erst seit wenigen Jahren; noch in den Dreißigerjahren gab es zu Weihnachten nicht mehr als kleine Bälle.

Göd und Gödl schenken den Patenkindern zu Weihnachten nichts; die Weihnachtsgeschenke kommen nur von den Eltern. Zu Ostern bekommen die Kinder sowohl von den Eltern als auch von den Paten etwas. Von Göd und Gödl bekam man auf alle Fälle Eier, früher ausschließlich rote; dann vielleicht noch ein *Kleidel* oder *Tiachl*. Nicht selten waren es rote Schuhe und ein rotes Kleid *wegn der rotn Oa*. Die konnten aber auch genau so gut von den Eltern stammen, genau so wie die *paar Kreizer Göld*, *dåß sie häbm kenna einigehn in Ort und sie a weng wås kafn*. Die Patin trug die Geschenke den Kindern hin, die Eltern legten die Eier in ein Simperl oder versteckten sie draußen im Garten. Bei manchen, vor allem bei den Katholischen, waren oft schon in den Dreißigerjahren die Eltern die alleinigen Geschenkspender, obwohl der Kontakt mit der Patin durchaus rege war. Bei den Evangelischen haben die Paten länger und auch größere Bedeutung gehabt. Bei den Katholischen war die Verwandtschaft auch schon früher manchmal *nähergstöllt*; *in unsere Sächn wårn de Paten weida weg*, wobei man aber hinzufügen muß, daß die Paten sehr oft aus der Verwandtschaft gewählt wurden und daher eine genaue Bestimmung des Verhältnisses zu Paten und Verwandten nicht zu treffen ist. Die Eier der kleinen Kinder sind auch heute noch vorwiegend rot, allerdings sind sie nie *beschrieben*. Mit den Eiern haben die Kinder zu Ostern gespielt. Das tun sie auch noch heute. *Der Ostersonntåg is dem Ritterwirt obm in de Bergn sein Tåg. Då geht ålls in de Grean und de Kinder gehn Eierscheibm auffi. Sie låssn s' åbrirolln und schaun, welches weida rollt. Sie tuan a mit de Oa tauschn*. Früher haben sie auch das *Petschn* gespielt, das heute nicht mehr vor-

kommt. Dabei hielt einer sein Ei in der Hand oder legte es auf den Boden und der andere versuchte, eine Münze so darauf zu werfen, daß sie stecken blieb. Gelang dies, dann gehörte das Ei ihm. *Am nächstn Tåg is dänn obm beim Ritterwirt da Kirtåg und Göd und Gödl kafn den Kindern wås; aber friaha nit so vül wie hait, weil das Göld zu gluach wår.*

Vom Osterhasen hat man in der Zwischenkriegszeit gehört, und seit dem 2. Weltkrieg kaufen die Leute Schokoladehasen. Mehr als fünfzehn bis zwanzig Schilling geben sie aber dafür nicht aus. Die Größeren kaufen Parfümerieware und Likör als Ostergeschenke, aber das ist nicht häufig.

Zu Allerheiligen geben Göd und Gödl ihren Patenkindern heute noch *Allerheiligenstriezl*. Sie lassen sie jetzt beim Bäcker machen und setzen ihren Ehrgeiz darein, daß die Striezel schön groß sind; manchmal sind sie über dreiviertel Meter lang.

Bei der Firmung bzw. Konfirmation bekamen die Kinder von ihren Firmpaten *a Betbiachl* und *a Kopftiachl*, wenn es katholische Mädchen waren, *a Tiachl* und *a Bibl*, wenn sie evangelisch waren. Halskette, Armbanduhr und Anzug gehören erst seit neuerer Zeit zu den üblichen Firmungs- und Konfirmationsgeschenken. Die Pflicht zu schauen, daß *de Kinder urndli wern*, haben die Paten früher ernster genommen als heute.

Bei den Katholischen ist der Namenstag wichtiger, bei den Evangelischen der Geburtstag; gekauft werden jeweils *Kleinigkeiten*.

Die Geschenke, die die Kinder der Mutter zum Muttertag machen, sind *kaum der Rede wert*. Wichtiger sind die Gedichte, die sie dafür in der Schule lernen, und die sie auch, obwohl sie sich dabei genießen, der Mutter aufsagen. Die Mädchen der katholischen Jungschar veranstalten eine Feier. Dabei führen sie ein kurzes Stück im Pfarrheim auf und vorher spricht der Pfarrer eine „Einleitung“. Der Muttertag wird erst seit 1938 gefeiert.

Die Beziehung der Erwachsenen zu den heranwachsenden Kindern ist stark von den späteren Pflichten bestimmt, die die Kinder übernehmen werden, wenn sie einmal erwachsen sind. Es wird ihnen Zeit zum Aufgabenmachen und auch zum Spielen zugebilligt, daneben aber nehmen vorbereitende, der körperlichen und geistigen Leistungsfähigkeit des Kindes angemessene Arbeiten einen wichtigen Platz ein.

Die größeren Mädchen stehen unter der erzieherischen Aufsicht der Mutter, die größeren Buben unter der lenkenden Obhut des Vaters. Ist der Vater zu streng, dann kommt es vor, daß auch die Buben versuchen, sich eher der Erziehung der Mutter anzuvertrauen.

Auch die kleineren Kinder haben schon ihre Aufgaben, meistens ohne Rücksicht auf das Geschlecht. So besorgen sie das Essentragen. Wenn die Äcker zu weit weg sind und wenn jemand zu Hause kocht, dann tragen die kleinen Kinder, die noch nicht in der Schule sind, zu Mittag das Essen aufs Feld hinaus. *Als klaner Bub håb ich 's Essn trågn miassn 'n Vouta*

nunter, das heißt *von de Bergn* zum Meierhof hinunter, wo der Vater arbeitete.

Seit das Einkaufengehen üblicher geworden ist, ist es auch Aufgabe der kleineren Kinder. Mit drei und vier Jahren schon gehen die Kinder mit einer Liste einkaufen. Sind sie etwas größer, merken sie sich, was sie zu besorgen haben. Die noch Kleineren an der Hand sieht man sie oft in Gruppen die Dorfstraße heraufkommen und hinuntergehen, weil sie fast alle zur gleichen Zeit am Vormittag zum Kaufmann gehen. Mit dem Geld kennen sie sich meistens noch nicht aus, daher gibt ihnen entweder die Mutter die genaue Kaufsumme mit oder der Kaufmann nimmt sich das Geld aus der Börse. *Friacha hât ma de Kinder gâr net so häuftig einkaufen gschickt, weil däs Göld zu gluach wâr, de hâbm zuviel aufpassn miassn. Nâ jâ, für de Schul Sâchn hâm sie sich schon gkauft, über däs Andere hâm meist de Erwâchsenen gkauft.*

Die Mädchen haben ihre ersten und hauptsächlichen Pflichten in der Hauswirtschaft. *De Arbeit, de wås ma dâ gmâcht hâm, de hât ma meistens nur Somma, in de Ferien gmâcht. Und dâ is ma hâlt schon a bissel mehr heislich einglernt worn. Dâ hât ma hâlt miassn vü mithelfm, weil de Eltern sein aufs Föld gângen. — Des is scho ângângen, wânn man klein wâr und es wâr a jingere Schwesta oder a Bruada dâ, hât ma a scho miassn a bißl dazuaschaun. Und Gschirrabwâschn und auskehrn; und wia ma schon a bisserl wâr, hâm ma sogâr miassn ausscheuern, jâ. Und Holz hertrâgn und Holz schnaidn, hâckn und Wâsser zuahertrâgn. Und bein Kinda schau, de jingern, Windel wâschn. Dâs âlls is uns zuagstândn âls Kinder schon. Nebn der Schul! Zum Spûln is net vü Zeit bliebm. — Die Pflichten der größeren Mädchen haben sich nicht viel geändert. Unter den ersten Arbeiten, noch vor Eintritt in die Volksschule, sind das Hereintragen des Brotteigs in der Früh, das Teigrühren für die Mehlspeisen, das Auskehren, das Geschirrabwaschen und das Holz- und Wassertragen. Das Geschirr wird oft nur ein- bis zweimal in der Woche abgewaschen, denn *âlle Tâg hât ma nit Zeit; wir hâbm oft viel Aufgâb; âm Sunntâg wird dânn âlls, wås liegnbliebm ist, aufgârbet.* Reicht die Zeit, dann wird am Samstag ausgerieben, was aber auch die Großmutter oder die Mutter besorgt.*

Die Mädchen werden auch zu leichteren Arbeiten außer Haus und auf dem Feld herangezogen; so helfen sie beim Kartoffel- und Burgunder-
rübenausnehmen, beim Heuen und Dreschen mit. Beim Dreschen tun sie *zuareichn und das Stroh in den Stadel einigebm.* Sie sollen so früh als möglich so viel als möglich auch von der Arbeit außer Haus kennen und können. — Zu den feststehenden Arbeiten der Mädchen gehört auch, daß sie jeden Tag um Futter mitfahren, was am Nachmittag zwischen 17 und 18 Uhr geschieht. Das *Troad schneidn* für das Futter des Kleinviehs ist später auch eine richtige Frauenarbeit, die noch die Großmutter besorgt,

genau so wie das Küehalten im Garten. Die Mädchen und Frauen geben auch das Stroh unter das Vieh; das Ausmisten ist weniger ihre Sache.

Als die Kinder früher im Frühjahr mit den Körben *am Buckl* fortgegangen sind, um das Gras auf den Äckern, wo man Erdäpfel und Kukuruz setzte, auszuhacken und heimzutragen für die Schweine und Kühe, waren auch die Buben dabei.

Werden die Mädchen fast nur von der Mutter unterwiesen, so helfen die Buben vor allem dem Vater und lernen hauptsächlich von ihm. Wie nun der heranwachsende Bub immer mehr zum Vater *hinübergeht*, ist ein unbewußter Vorgang. Er fängt auch nicht mit der Arbeit an, sondern mit der Übergabe und Übertragung von Handgriffen, die nur der Vater und vor ihm dessen Vater ausführte. Einer der wichtigsten davon ist — oder eher war — die Zügelübergabe. Ohne viel Worte übergab der Vater dem Sohn, wenn dieser zehn oder elf Jahre alt war — *Måncher is friaha zuwikemman, måncher hålt späta!* — die Zügel, teilte aber am selben Tag andern und vor allem der eigenen Familie mit, daß der Bub heute das erste Mal allein gefahren sei. Dieser Vorgang war bedeutender, wenn der Bauer mit Rössern fuhr, hatte er aber — wie die meisten — nur eine Kuh oder zwei Kühe als Zugtiere, dann besagte die Übergabe wohl dasselbe, erfolgte aber auch schon früher und war keine so würdevolle Geste. Die heutige Form dieser Übergabe ist, wenn der Vater seinen Sohn zum ersten Mal mit dem Traktor allein *hint nåchi fährn* läßt.

Mit allen Arbeiten hat man, sobald man sie leisten konnte *åls Kind scho ånghebt, mit'n Vota mit. Mein Bruada, der umkemma is, der wår glei nåch mir der zweite, mir håbm mit åcht, nain Jåhr scho den ganzn hålbm Tåg Grumpeln heinln und Kukuruz heinln miassn. Heit låchn sie an mit zwõlf Jåhrn noch aus.* (Hier spielt mit, daß man früher mit zwölf Jahren offiziell *ausg'ståndn* ist und mit diesem Alter als volle Arbeitskraft galt.)

Zu den ersten Aufgaben der Buben gehört es, daß sie *beim Einführn hintnåch recha*. Mit sieben und acht Jahren können sie schon mit dem Traktor ackern und eggen, mit dem Rotor *Grumpeln außawerfn* und mit dem Traktor *hoamführn*. Das Abladen zu Hause ist immer ihre Aufgabe. Eine Pflicht der größeren Buben ist das abendliche Milchtragen nach dem Ausmisten, Füttern (wobei sie helfen) und Melken (das die Frauen besorgen). Die Buben gehen fast alle zur gleichen Zeit und treffen einander daher jeden Abend. Sie tragen die schweren Metallkannen auf dem Rücken und fahren so sogar auf dem Rad, wenn sie weiter draußen wohnen. Nachdem sie die Milch abgeliefert haben, stehen sie in Gruppen beisammen und tratschen oft bis in die Nacht hinein. Gelegentlich gehen sie dann auch fernsehen ins Gasthaus, wo der Apparat in einem Seitenraum aufgestellt ist und die Zuschauer nicht unbedingt etwas konsumieren müssen. Dabei nehmen sie die Milchkanne aber nicht mit, sondern

werfen sie hinter ein Gebüsch und holen sie erst am Nachhauseweg ab. Ganz gleich aber, wie spät sie nach Hause kommen, auch wenn es nach Mitternacht ist, müssen sie noch die Milchkannen auswaschen.

Früher, als alle von der Landwirtschaft lebten, wurden die Kinder noch früher und vor allem strenger zur Arbeit in der eigenen Wirtschaft herangezogen. Es muß aber betont werden, daß die Mitarbeit der Kinder auch heute keine bloße spielerische Betätigung im Sinne eines Lernens für den Notfall oder später darstellt, sondern von Erwachsenen und Kindern als echte Arbeitsleistung und Entlastung der Eltern aufgefaßt wird.

Wenn jemand von den Erwachsenen, vor allem ein Elternteil, ausfällt, dann rücken die heranwachsenden Kinder verfrüht an dessen Stelle. Der Platz muß eingenommen und ausgefüllt werden, so gut es nur geht; das ist eine Selbstverständlichkeit. Dies gilt auch für die sonst getrennten Aufgaben von Buben und Mädchen: dort, wo keine Mädchen (mehr) da sind, werden viele der Arbeiten, die Aufgabe der heranwachsenden Mädchen wären, von den Buben ausgeführt.

Daß sie als Kinder schon so *fleißi dazuaschaun* mußten, nennen viele ältere und alte Leute als Grund, daß sie *net nächigwächsn* sind. Je ärmer eine Familie war, um so mehr und um so schwerer mußten die Kinder arbeiten. Das gilt heute auch noch.

Es kam früher öfter vor als heute, daß ein Elternteil starb, wenn die jüngeren der Kinder noch sehr klein waren. Da mußten dann die älteren Kinder voll einspringen und der Schulbesuch kam, wie bei den Kindern, die für ihren Lebensunterhalt zum Teil selbst sorgen mußten, ohne Überlegung an zweiter Stelle. Heute ist ja der Schulbesuch bis zum vollendeten 14. Lebensjahr Pflicht, außerdem *sein já de Zeitn überhaupt besser*. Trotzdem muß der Sohn einer sehr armen Familie gleich nach der Schulentlassung arbeiten gehen. Wenn er die Lehre nicht sofort antreten kann, muß er die Zeit zwischen seinem Schulaustritt und dem Beginn seiner Lehrzeit überbrücken, was z. B. mit Straßenarbeiten geschieht. Der Sohn einer beser gestellten Familie, der gleichzeitig *ausg'ständn* ist, verbringt die Zeit bis zum Antritt seiner Lehrzeit im Frühjahr zu Hause, wo er sich zum Teil in der Wirtschaft *umschaut*, zum Teil aber noch zum letzten Mal viel Freizeit genießt, damit er *an shean Übergång hât*.

Man versteht jetzt, warum sich die Kinder oft erst in den Abendstunden zusammenfinden. Dann sind aber meistens alle versammelt. Sie sind nun von ihren Pflichten frei und können spielen. Am Nachmittag hat wohl der oder die gerade Zeit, die *Fraindinnen* oder *Kåmrådñ* aber sind beschäftigt und so muß man mit dem Vergnügen des gemeinsamen Spiels noch zuwarten. Auch am Sonntag haben die Mädchen nicht gleich nach dem Mittagessen Zeit. Nach der Messe müssen sie beim Kochen helfen und nach dem Essen beim Geschirrabwaschen und Wegräumen. Die Buben sind dann allerdings schon frei. Die Arbeit hat auch schon bei den

Kindern immer Vorrang und diese sind, wenn sie groß geworden sind, auch nicht überrascht, daß es im Leben der Erwachsenen genau so ist.

Eine allgemeine Aufgabe der Kinder ist das Halten. Mit neun und zehn Jahren treiben sie im Herbst die Kühe auf die Wiesen. Im Garten halten sie schon, wenn sie kleiner sind. Ab 1. September ungefähr hält man *draußen*. Vor Michaeli (29. 9.) darf man nur auf den eigenen Wiesen halten, an diesem Tag aber werden die Wiesen *frei*. Das hat früher der Kleinrichter ausgetrommelt, heute der Gemeindediener. *Is eh scho Michöli, då kann ma eh scho überall hält'n*, sagte man und trieb auch auf Wiesen, die nicht frei und daher mit einem Buschen gekennzeichnet waren, denn *es wår eh neamd då!*

Zu dieser Zeit treffen sich beim Halten die Kinder in Scharen. Der Herbst ist so etwas wie eine *Kinderzeit*, wie ein alter Bauer sagte. Die Spiele beim Halten und seit Generationen gleich. Die Buben und auch die Mädchen kraxeln auf die Bäume und *hupfm oba*. *Des Aufhänga hãbm ma a probiert; tatsächlich wår oana oanmal fãst tot gwen!* Die Kinder spielen *Åbãschn* und *Nãchlafn* und *Knebeln*, immer alle miteinander. Beim *Knebeln* spitzen die Kinder einen Prügel (50 bis 70 cm lang) zu — meistens machen ihn die Buben für die Mädchen — und werfen ihn dann so fest es geht in den weichen Wiesenboden hinein, so daß er steckenbleibt. Ein anderer versucht, den steckenden Knebel mit dem seinen herauszuhauen. Gelingt dies, dann kommt er an die Reihe und der andere muß zur Strafe auch *Erðn tragn* oder *lafn* oder *auf de Bam kraxln*, *wia's hält ausgmãcht wår*. Daneben wurde auch geflochten und *umadumgschnitzt*; *auf de Bam a de Nãmen von de Madln*. Die Mädchen haben draußen auch gehäkelt und gestrickt.

Mit dem Halten verbunden ist das Feuermachen und Braten von *Grumpeln*, *Ruabm* und *Kukuruz*. Gebraten wurde entweder auf offenem Feuer auf der Wiese, wie es heute noch der Fall ist, früher manchmal auch in der *Gstettn* in einer Art Backofen. Fürs Braten nehmen die Kinder auch Salz mit, *sunst is net richtig und schmeckt net*. Das Holz zum Feuermachen holt man aus dem Bach. Ein bestimmtes Holz aus dem Bach, das so *lukrat* ist, heißt *Rauchholz*, weil es zum Rauchen verwendet wird. Das Rauchen haben die Buben schon mit fünf, sechs Jahren das erste Mal probiert. Beim Halten rauchen auch die Mädchen mit. Neben dem Rauchholz nimmt man auch viel *de dÛrrn Blattln* dazu. Die Kinder bringen von zu Hause Zeitungspapier mit und darinnen drehen sie die dÛrrn Laubblätter ein. Heute tauchen auch schon Zigaretten bei den Buben auf. *De Buam rauchn Smart. Oana kriagt von Vota vü Göld und kaft. De Ölttern wissen's net. Se rauchn a dahoam ãm Bodn!* Dies berichteten mir zwei zwölfjährige Mädchen über gleichaltrige und jüngere Buben. (Die Mädchen waren überhaupt viel besser über die Spiele und Unterhaltungen der Buben unterrichtet als es umgekehrt der Fall war. Sie

bekunden in diesem Alter reges Interesse daran, was die Buben machen und beobachten diese sehr genau, während die vierzehnjährigen Buben wenig Ahnung haben, was die Mädchen treiben.)

Beim Halten wurde wenig gesungen, aber viel gespielt, vor allem Lauf- und Wettspiele, die dem Gelände angepaßt waren. Bevor die Kinder nach Hause gingen, versuchten sie auch hier wie nach den Spielen am Abend einander das *Letztli* anzuhängen und sobald das einem ge-
glückt war, mußte er dazuschauen, es nicht wieder zurückzubekommen (Vgl. S. 269).

Sobald in Wolfau die allgemeine Weidezeit begann, haben die Steirer, die ihr Vieh jahraus und jahrein auf der Weide haben, auf die Lafnitzwiesen hereingetrieben. Auch heute noch halten die Steirer drüben und die Wolfauer herüben, d. h. diesseits der Lafnitz. Der Streit beginnt. *Du Wolfauer! — Du Steirer!* werden zu Ausdrücken, die alles enthalten, was der Gegenseite an schlechten Eigenschaften nachgesagt wird *Du Ungar!* stammt noch aus der Zeit, als Wolfau zu Ungarn gehörte. Damals verhielten sich die Kinder nicht anders. *Jå, wia hålt de Buam, de Bersch sein gwen; håbm gworfn, håbm so hingschrian: Es depperten Steirer! De zruck: Es depperten Ungårn! Håbm so zsammghußt, bis graft worn is. Bei de Steirer göltn mia als Zigaina; haite noch!* und dafür rufen die Wolfauer zurück:

*Steirer widlweh,
Håbts Housn voll Fleh,
De Schissl voll Wånzn,
Kenns no net datånzn.*

Sie binden auch kleine Steine an die Peitschen und schleudern sie hinüber und die Steirer machen es genau so. Wenn die erwachsen gewordenen Kinder später ins Steirische Heidelberg brocken gegangen sind, ist das den Steirern nicht recht gewesen; das wußten die Wolfauer und wenn sie weit genug weg waren, haben sie zurückgeschimpft: *Kropferte Steirer!* Die Steirer kamen trotzdem ins Dorf, auch zu Unterhaltungen und vor allem zum *Kirtåg*. Da wurde meistens gerauft und obwohl *de Derfler und de Bergler sölba öfta zsammgriffn håbm*, so hielten sie doch einmütig gegen die Steirer zusammen.

Wenn die Kinder untereinander spotten, dann verwenden die Kleineren Spottverse, die auf einen Namen im allgemeinen gemünzt sind und dann nur auf den Träger dieses Namens angewandt werden:

*M i c h e r l nimm d'Sicherl,
Geh um a Grås
Geh nit z'wait auffi,
Sunst beißt di da Hås.*

Treibs Fadl zum Behm.
Tua singan und wischpeln,
Tuas Gscheckate webm.

Sepperl Schneewepperl,
Leck 's Nudlbrett å.
Håt 's Heanl drauf gschissn,
Leck 's no amål å.

Wo a Liesl is, braucht ma koan Kettnhund!
Wo a Resl is, då braucht 's gånze Dorf kan Hund!

Wenn die Kinder jemand schimpfen wollten, sagten sie:

Dort obm åm Bergerl
Håt's an Scheiße vawaht.
Es gschiacht eahm scho recht,
Weil wås schießt a so stad.

Derjenige, der beschimpft wurde, wehrte sich:

Schimpfm schimpfm tuat nit weh,
Wer mi schimpft hát Lais und Fleh.
Lais und Fleh hån i net,
Dummer Esel schimpf mi net.

So spotten und schimpfen vor allem die Kleineren, während die größeren ihren Spott auf den Einzelnen und sein besonderes Verhalten abzielen. So nennen sie den, der *feig wår und ålls von der Höhln ver-ratn hát*, Benluisi (Luisi = Madl) und weil einer von den Unterberglern *oanmål Oa ausnummen hát*, wie die Dörfler behaupten, heißen nun alle Unterbergler *Veglweber*. Die Vornamen spielen beim Spotten bei den größeren Buben keine Rolle, denn diese rufen einander fast nur mit den Familiennamen. Die größeren Mädchen schimpfen nicht offen, sondern tuscheln heimlich und richten einander hinterrücks aus.

— —

Das Aufgabenmachen für die Schule ist der Dringlichkeit der Arbeit nachgeordnet. Ganz zuletzt kommt oft das Spiel. *Muaßt scho wieda fährn?* fragt eine Zwölfjährige ihren siebenjährigen Bruder, der gerade mit dem Vater vom Feld gekommen war und sofort wieder mit diesem wegfuhr. An diesem Tag kam er erst spät am Abend dazu, seine Auf-

gaben zu machen. Er geht gern in die Schule, aber es ging nicht anders. Zum Spielen war er gar nicht gekommen.

Daß die Aufgaben in vielen Fällen erst am Abend gemacht werden, hatte und hat noch andere Gründe. *De Aufgäbm håbm mir meistens am Abend gmächt. Mia håbm weit zum Schulgehn ghåbt. Håm vom Meierhof eini in die Schul gehn müssn. Zu der Zeit håt die Schul dauert gånztägig, bis drei Uhr nåchmittåg. Bis ma sein z'Haus kumman, is bereits Abend worn.* Dazu kommt, daß die Eltern während eines großen Teils des Jahres nicht zu Haus sind, wenn die Kinder von der Schule heimkommen. Das Essen ist gerichtet und nachdem sie ihren Arbeitspflichten nachgekommen sind, setzen sich die wenigsten hin und machen ihre Aufgaben; die Mädchen da noch eher als die Buben. *Er håt s' dänn schon gmächt ohne Schäffn. Am Anfang håb ich immer ‚Måch dein Aufgåb!‘ und immer hålt åntrieb. Dänn håt er s' schon gmächt åber hålt meistens am Abend, meistens am Abend erst.*

Die wenigsten Eltern lernen mit ihren Kindern. Wiederum sind es die Buben, bei denen mehr Überwachung notwendig ist. *I håb zum Beispül den lateinischn Vaterunser mit ihm glernt; fürs Ministriern. Zuerst håb ich ihn glernt, des is so schnöll gånge, auswendig lern i leicht, und dänn håb i ihn dem Buabm glernt. Von meinem Vorsågn håt er ihn schnöll wieder nåchgelernt. Åber die letztm Zeitn kommt mån dänn eigentlich a net mehr so gånz mit, in de siebentn, åchtn Klassn. Sie selbst mußte ihre Aufgaben immer allein machen. De håb i imma alloani gmächt. Immer! Net wegn Am-Föld-Sein der Öltern, aber wir håbm sie går nit so vül braucht dazua und går net verlångt. Dåmåls, meine Mutter, de is ja nur zwölf Jåhr in de Schul gånge, de sein ja scho wieder weiter hint, de håt gsagt: ‚Mensch, i kånn da so und so net hølfn!‘ Früher hat es nur gheißen: ‚Schaut's dazua!‘*

Die Aufgaben werden in der Küche geschrieben; meistens so spät, daß schon alle mit der Arbeit draußen fertig und anwesend sind. Dabei werden die Tagesprobleme besprochen und die kommenden Arbeiten eingeteilt. Die Kinder sind daher über alles, was vorgeht, gut unterrichtet und nehmen an den Sorgen der Eltern teil.

Die Aufnahme in die unabhängige Kindergemeinschaft ist äußerlich mit dem Schuleintritt vollzogen. Natürlich ist diese Grenze keine scharfe, sondern viele Kinder, besonders wenn sie ältere Geschwister haben, laufen schon vorher so halb und halb mit und nehmen schon ein wenig teil. So ließ ein Vierzehnjähriger, der Anführer einer *Bande*, seine vierjährige Schwester und auch deren Freundin ohneweiters mitlaufen, wenn er *nur* so mit seinen Freunden herumspielte. Oft spielten er und seine Freunde mit seinem siebenjährigen Bruder, seiner Schwester und deren Freunden und Freundinnen *Åbåschn* im Hof und im anschließenden Wald. Er hat dabei dann ein sehr wachsames Auge auf sie und paßt auf, daß sie nicht

zu weit auf Bäume hinaufklettert und nicht vom Wagen herunterfällt. Die beiden kleineren Geschwister erkennen auch seine Autorität unbedingt an und *Tåtsåch, sie horcht besser bald auf eahm åls auf mi. Wånn sie oft bei den Nåchbårn is und i såg zu eahm: ‚Geh, hol s’ mitm Rad!‘ und wånn sie so net geht, dånn bratscht er ihr a wengerl wås ein und dånn kummt sie schon.* Von seinen Eltern wird seine besondere Stellung auch respektiert. Seinen kleineren Bruder zieht er zu vielen Aufgaben bei den richtigen Bubenunternehmungen seiner Bande heran und sucht bewußt, ihn auf das aufmerksam zu machen, was dieser als späterer Anführer einmal alles können müssen wird.

Mit dem Eintritt in die Volksschule ist das Kleinkindalter endgültig vorbei. Die Schule überdeckt hier viele Abstufungen, genau so wie der Eintritt der geschlechtlichen Reife als Wendepunkt im Leben des jungen Menschen durch den Einschnitt des Schulaustritts stark an Bedeutung verloren hat.

In der Schule *spürt sich kein Unterschied zwischen arm und reicher heraus* und auch ich konnte keinen solchen Unterschied in der Kindergemeinschaft feststellen. Es kommt viel mehr darauf an, wie sich ein Kind durchsetzt, behauptet und bewährt. Die Kinder kennen Talente und Unzulänglichkeiten ihrer Kameraden genau und setzen erkannte Fähigkeiten nach Bedarf ein. So war der *Anschleicher* bzw. *Spion* einer Bande beim Indianerspielen ein Bub, der sich tatsächlich lautlos und blitzschnell auf allen Vieren fortbewegen konnte. Ein Kind wird auch wegen seiner Nationalität nicht von der Gemeinschaft ausgeschlossen, wenn die Kinder mich auch bei einem Buben aufmerksam machten: *Sei Vota is a Krowot, de Muatta is eh aus Wolfau!* Der Bub spielte aber bei allen Spielen mit. Ob jemand von Einheimischen oder Zugewanderten abstammt, hat keine nachteiligen Folgen, die Gemeinschaft vergißt es aber nie. Das gilt schon für die Kindergemeinschaft.

Ob die konfessionelle Zweiteilung zu Streitereien innerhalb der Gemeinschaft führte, hing zum größten Teil von besonderen Umständen ab. Bei den Kindern wirkte sich dann aus, welcher Geist gerade im Elternhaus herrschte. Normalerweise war die Haltung durchaus tolerant und die evangelischen Kinder warteten auf ihre katholischen Freunde, wenn diese später Schule aus hatten, als es noch getrennte konfessionelle Schulen gab bzw. wenn sie später aus dem Religionsunterricht kamen, als die Schulen schon zusammengezogen und nur mehr der Religionsunterricht getrennt war und umgekehrt verhielt es sich ebenso. Wurde jedoch eine der beiden Glaubensgemeinschaften *aufgehüßt* oder Evangelische und Katholische gleichzeitig, dann kam es wohl zu Zwistigkeiten. In der Gegenwart spielt die konfessionelle Verschiedenheit keine so große Rolle mehr und auch die Geistlichen handeln heute weisungsgemäß im Sinne des Konzils. Auch früher vertrugen sich die Lehrer der beiden Religionsschu-

len sowie Pastor und Pfarrer in den meisten Fällen, aber eben nicht alle verhielten sich diplomatisch.

Am häufigsten kam es jedoch nach den Belehrungen durch *Missionare*, die auch dezidiert gemischte Ehen verhindern wollten, zu Differenzen: zu Familienuneinigkeiten in Mischehen und zu einer allgemeinen Zweifrontenbildung. Solange es noch die konfessionellen Schulen gab, was bis 1938 der Fall war, haben in solchen Fällen die Kinder der beiden Schulen einander beschimpft und mitsammen gerauft. Sobald die Schulen zusammengezogen waren, gab es keine solchen Probleme mehr, da das Problem allgemein mehr in den Hintergrund getreten war. Auch früher legten sich die Zwistigkeiten wieder, sobald die Leute nicht mehr aufgehetzt wurden. (Dasselbe kann man heute vor Wahlen beobachten. Durch die Wahlpropaganda zeigen sich Rückwirkungen auf das Verhalten der Erwachsenen und sekundär der Kinder. Die Kinder werden angestiftet, in der Nacht Plakate der eigenen Partei anzukleben und die der Gegenseite herunterzureißen sowie Parolen mit Farbe anzuschreiben. Die Kinder einer Familie anderer politischer Gesinnung — worüber alle genau Bescheid wissen — werden beschimpft, oft mit Vorwürfen, die von den Erwachsenen aufgeschnappt wurden. Mit dem Wegfallen des Anlasses legt sich alles wieder.)

Bei Mischehen hatte es sich eingebürgert, die Kinder *zu teiln: de Deandln nâch der Muatter, de Buabm nâchm Vota*. Wenn man ein Kind nach Ungarn gab, damit es die ungarische Sprache erlernte, wurde nicht besonders darauf geachtet, daß das Kind in eine Familie kam, die den gleichen Glauben hatte. So war der katholische Bub aus einer Mischehe in Ungarn bei zwei evangelischen Familien und ging dort in deren Kirche mit. *Drüber is nia greßt worn!* Gemischte Ehen waren auch keine Seltenheit.

Uneheliche Kinder werden auch ohneweiteres in die Gemeinschaft aufgenommen, besonders, wenn sie tüchtig sind. Aber auch diesen Umstand vergißt man nicht. Am ablehnendsten verhalten sich die Kinder einem *Schwächling* oder *Latzl* gegenüber. *Es sein scho so Kinder dâ. Es mâchen's dânn nit âlle und mânche sein hâlt wieder anders und spottn drüber. Mânche hâbm a weng Mitleid, die ândern sein wieder ânders und die tun hâlt foppm. Wenn mân s' aufklârt und sâgt . . . I hâb's scho oft gsâgt!* Die Kinder schließen die *Schwächlinge* aus, die sich ihrerseits selbst absondern und fast immer zu Einzelgängern werden. Besondere Umstände macht man mit diesen Kindern nicht. *So ein Tschâpperl is hâlt mitgwâchsn. Es is a in d'Schul gângen, wia weit's hâlt kummen is. Nâ jâ, in friâheren Zeitn hât ma's oanfâch rechts und links liegn lâssn. ‚Wird eh nix draus!‘* Ein gewissenhafter Lehrer hat sich aber bemüht, auch diesem Schüler das beizubringen, was er im Leben braucht, also wenigstens Schreiben, Lesen und Rechnen. *I hâb kane Analphabetn rausbrâcht!* er-

zählte ein Lehrer, der lange Jahre in Wolfau unterrichtet hatte. An völlig ungeeignete Kinder, die nicht in die Schule aufgenommen wurden, konnte sich niemand erinnern. Hätte es ein solches gegeben, dann wären die Eltern für dieses Kind sorgepflichtig gewesen; hätte es keine Eltern oder Verwandte gehabt, wäre es ein Fall für den Gemeindegurator gewesen. Ihm wären auch die Waisenkinder anvertraut worden, für die er gemeinsam mit dem Waisenamt zu sorgen gehabt hätte. Waisenamt und Waisenhaus befanden sich in Szombathely (Steinamanger). Heute würde sich die Fürsorge ihrer annehmen.

So wie es für *schwächere* Kinder keine besonderen Schulen gab, genau so wenig Möglichkeiten gab es, besonders begabte Kinder *etwas Besseres lernen zu lassen wegen der besseren Zukunft*. Es mangelte an Geld und Verständnis dafür. 1917 hat ein Wolfauer Lehrer die Eltern eines besonders talentierten Buben, die es sich leisten konnten, dazu gebracht, diesen studieren zu lassen; das war eine ganz seltene Ausnahme. Auch heute gibt es noch für viele begabte Kinder keine Möglichkeiten weiterzulernen. Einem heuer aus der Schule entlassenen Buben konnten die Eltern nicht einmal den Besuch der Hauptschule in Allhau ermöglichen und gleich nach seinem Schulaustritt mußte er *auf d'Sträß* arbeiten gehen und so die Zeit bis zum Lehrantritt überbrücken. Er wird *Maurer lerna*. Er hofft trotz allem, sich später einmal doch noch weiterbilden zu können.

In der Wolfau gibt es verschiedene Siedlungsgebiete: *s'Dorf*, auch *da Ort* genannt, und *de Berg*, wobei diese wieder *von de Unterbergla, de Oberbergla, de Kohriegla, de von da Gassn* u. a. bewohnt werden. Die Kinder aus den jeweiligen Gebieten halten eng zusammen. *Meine Käm-rådñ sein ålle Derfler; es sein nur a pår guate Freind, zwoa, drai!* Zwischen den Kindern bzw. *Bandn* aus den verschiedenen Wohngebieten kommt es immer wieder zu Streitereien. Auch sagen sie einander Schlichtigkeiten nach, die sie selbst nie tun würden, wie sie behaupten. z. B. *De någln Vegl und Krotn an de Bam, mir nia!* Auch bei den großen Burschen kommt es z. B. zwischen den Dörflern und den Oberberglern oft zu Raufereien. Gegen Burschen von auswärts und besonders gegen die Steirer halten die Wolfauer jedoch alle zusammen.

Früher war das Gebiet, woher ein Kind stammte, noch mehr von Einfluß auf die Bildung enger Gemeinschaften. Die Bergler gingen nämlich über Mittag nicht nach Hause wie die Dörfler, sondern blieben in der Schule. Sie hatten ihr Essen mit und spielten, sobald sie gegessen hatten, miteinander.

Beim Spielen in der Schule, auch beim unbeaufsichtigten Spielen in der großen Mittagspause, spielten Buben und Mädchen viel zusammen. Auch hinsichtlich des Alters ergab sich keine scharfe Trennung. Die ältesten Kinder haben sich dabei der jüngeren angenommen. Altersgruppen bildeten sich nicht heraus. Auch der Eintritt der geschlechtlichen Reife

hat in der Schule keine Aussonderung aus der Gemeinschaft zur Folge. Solange ein Kind in der Schule ist, gehört es zur Gemeinschaft der Kinder. Allerdings bahnt sich außerhalb der Schule nach diesem Ereignis der Austritt aus der Kindergemeinschaft an, bei den Mädchen oft schon mit elf und zwölf Jahren. Die Buben sind zwei bis drei Jahre später dran; bei ihnen fällt die Reife eher mit der Zeit des Schulaustritts zusammen. Sobald die Buben und Mädchen *ausg'stândn* sind, können sie sich zur *Jugend* zählen. Die unmittelbar ausgetretenen Buben haben dabei zu den ältesten *Schulern* noch viel mehr und länger Kontakt als die Mädchen zu den ältesten *Madln*, die noch in die Schule gehen. Bei ihnen ist die Trennung schärfer. Die Mädchen wurden auch früher, sobald sie kurze Zeit aus der Schule waren, von den älteren Burschen zum Tanzen geholt, während sie selbst es erst ihren gleichaltrigen *Kâmerâden* beibringen mußten. Heute dürfen sie laut Verordnung erst mit sechzehn Jahren auf den Tanzboden, was der Gendarm wirklich kontrolliert.

Früher steckten sich die Mädchen, sobald sie zum Tanz gingen, die Haare auf. In der Schule hatten sie *a Schoadl zruck ghâp und von dâ an Zopfn gflochn und dânn hint an oba*. Die meisten trugen einen Mittelscheitel, einige auch einen Seitenscheitel. Sie hatten einen oder zwei Zöpfe rückwärts geflochten und hinten die Haare auf einen Zopf zusammengenommen, seltener hingen hinten zwei Zöpfe hinunter.

Die meisten Kinder hatten früher Läuse. Sooft der Kreisarzt aus Allhau zur Visitation kam, was einmal im Monat der Fall war, sagte er: *Haare besser pflegen!* Die Haare hat man gegen die Läuse mit Petroleumwasser gewaschen, aber genützt hat alles nichts, da ein Kind das andere sofort wieder ansteckte. Während des ersten Weltkriegs saßen zum Beispiel 106 Kinder in einem Raum. Die Mädchen trugen immer Kopftücher, auch in der Schule. Bei manchem Lehrer mußten sie sie in der Schule abnehmen und *nur de, wâs irgend Läuse ghâbt hâbm und hâbm sich ebm die Köpfe gwâschn ghâbt mit Petroleum, die hâbm de Kopftüachln aufgehâbt*.

Auch nach der Schulentlassung haben die Mädchen sowohl bei der Arbeit als auch am Sonntag Kopftücher getragen. *Des wâr scho von jeher! De Unverheiratn hâbm leichtere ghâbt und de Verheiratn dunklere, des wâr der anzige Unterschied. Gmustert wârn âlle*. Kopftücher gehörten auch zu den beliebtesten Geschenken; vor allem zur Firmung bzw. Konfirmation gab es für die meisten Mädchen auch ein Kopftuch.

Der offizielle allgemeine Schulbeginn war seit jeher im September. Früher kamen aber viele Kinder erst zu Allerheiligen wieder in die Schule. *Des wâr net so hoagli wie heit. Ma hât kenna ausbleibm bis Allerheilig'n. Im Summa hâbm mir* (d. h. die Kinder armer Leute) *miassn in Deanst gean. I wâr neim Jâhr âlt. Kiahhalt'n für fünf Guldn. Zu Aller-*

heilgen håbm mir miassn nâch Haus kummen. ‚Wo werd'n wir hålt den Bischof hinsetzn?‘ I war scho in da 3. Klass gwen, âber i bin in die erschte Klass gsetzt worn. Dâmâls håbm mir an naien Lehrer kriagt, dâ håbm mir dânn scho lesn und schreibm glernt. Dâmâls wâr'n mir bei Ungarn und mir håbm miassn Ungarisch und Deitsch lerna und dâs wâr schlecht. Dâ hât ma von dem und von dem wâs glernt und vü sein ausgständn und håbm net lesn und schreibm kenna.

Die Zeiten waren damals so schlecht, daß Kinderarbeit nicht nur als Vorbereitung für die späteren Pflichten und zur Entlastung der Erwachsenen geleistet werden mußte, sondern auch als Gelderwerb. Dies ging umso leichter, als der Schulbesuch von Kindern und Lehrer nicht so genau genommen und nicht überwacht wurde. *I håb bei da Tant Kinderdirn gmâcht. In de Schul bin i, wia's ausgânga is. Oft hâb i um fimfe in da Fruah glernt.* Die größeren Kinder der kinderreichen armen Familien verdingten sich alle auf Dienstplätze. Viele von ihnen gingen damals ins Steirische hinüber, wo es etwas besser war, aber auch dort waren alle Ortschaftn friacha ârm. — *Mit nein Jâhr håbm s' scho miassn. De Buam Kiahhâlt'n, de Madeln Kinderdirn gmâcht. De Steirer håbm des gånze Jâhr ghâlt'n. Auf de Lafnitz-Wiesn is ma erscht zu Michaöli gângen; des is heit no so. Vurher hâb i miassn Strick hâlt'n ums Haus uma beim Bauern. Im Gârtn, beim Roan. Zwoa, drai hâb i am Strick ghâp.* Hauptsächlich die Buben wurden als Halter zu fremden Familien gegeben. Die sind dann auch früher von der Schule ausgeblieben, weil der Sommerdienst schon im Mai angefangen hat. Die Mädchen haben im Steirischen, aber auch bei den besser gestellten Bauern im Ort *ghiat*.

Die Kinder halfen aber auch beim Gelderwerb mit, wennn sie zu Hause waren und sich nicht auf Dienstplätze verdingten. Es herrschte eine so große Geldknappheit, daß man oft das Salz nicht bezahlte, sondern eintauschte. Die armen Kinder gingen Erdbeer-, Himbeer-, Brombeer- und Heidelbeerbrocken und „Schwâmma suachn. Das tun sie jetzt auch noch. *Von de Schwâmma håbms de Rehring am liebsten. Mia håbm uns a Heferl ânbundn und mit alle zwoa Hânt brockt. Wia de Zigaina håbm mir ausgschaut. Âber mir håbm uns miassn scho âls Kinda unsa Gwând sölba vadean. Da Vota is gstorbm und de Mutter wâr alloan.* Was die Kinder sammelten, wurde von den Aufkäufern, die ins Dorf kamen, abgenommen. Die Kinder haben sich dann beim Dorfkaufmann Wäsche und vielleicht etwas zum Naschen vom Erlös gekauft. *Jâ, mir hâttn de Zeitn net ghâbt, wâs heit gibt. Mir håbm ana kan Schilling mitkriagt, um uns wâs zum Kaufen in Gschâft, wia's heit de Kinda håbm. Wia de Kinda heit mit de Schilling Wurschtsemmeln und Vaschiedenes kaufn. Sowâs håbm mir net kennt. Und håbm a miassn groß wern und ârbeitn; und schwere Ârbeitn håbm mir miassn varichtn.* Die seltenen Einkäufe der Kinder bestanden in Prominzen, Gummikugeln, Süßholz aus Mähren und

Bärenzucker. Erst um 1900 kamen die ersten Zuckerl, von denen nur ein oder zwei Deka gekauft wurden.

In Wolfau gibt es eine Volksschule. Bis 1938 gab es zwei Konfessionsschulen, wovon die evangelische Schule zwei und die katholische drei Lehrer hatte. Der Unterricht hatte von 8 bis 12 und von 13 bis 15 Uhr gedauert. Um 10 Uhr war eine viertelstündige Pause und von 12 bis 13 Uhr die große Mittagspause.

Bis vor wenigen Jahren war die nächste Bürgerschule in Pinkafeld. Die Hauptschule in Allhau besteht erst seit ungefähr fünf Jahren. An Fahrgelegenheiten gab es früher nur das Pferdefuhrwerk und so konnte ein Kind nur dann die Bürgerschule ohne zusätzliche Auslagen für die Eltern besuchen, wenn es im selben Ort oder in Gehweite von dem Ort wohnte, wo die Bürgerschule war. Für ein Kind aus Wolfau war der Besuch der Bürgerschule nur dann möglich, wenn es nach Pinkafeld in Kost gegeben wurde. Das war aber teuer. Daher kam es, daß in der Zeit nach der Jahrhundertwende nur die beiden Söhne des Dorfkaufmanns in die Bürgerschule gingen.

Damals umfaßten die Religionsschulen in Wolfau sechs Stufen. Normalerweise waren die Schulen zweiklassig, aber der zweite Lehrer der evangelischen Schule mußte dann einrücken und so mußte ungeteilt unterrichtet werden. Da saßen dann 106 Kinder in einer Klasse. 1919 kehrte der zweite Lehrer zurück und der Unterricht wurde zweiklassig fortgesetzt. Nach dem Anschluß an Österreich wurden die acht Schulstufen eingeführt (1921). Wolfau bekam die 7. Schulstufe 1922, die achte im Schuljahr 1923/4.

Seit es die Hauptschule in Allhau gibt, fahren viele Kinder mit dem Autobus in die Schule. Die Abfahrt ist um halb sieben Uhr in der Früh und meistens kommen die Kinder um etwa halb zwei Uhr zurück. Die Fahrtzeit beträgt ungefähr eine Viertelstunde. Die Freistunden bis zur Abfahrt verbringen sie in der Schule mit Spielen — *Mir tuan heraußt auf da Wiesn Weitspringen übm!* — und Aufgabenmachen.

In der Früh stehen die Hauptschüler gegen sechs Uhr auf und meistens bleibt bis zur Abfahrt trotz Waschen, Anziehen und Tasche Packen noch Zeit, daß sie in den Stall *zuaschaun* gehen.

Derzeit besteht die achtstufige Volksschule in Wolfau noch. Wenn aber einmal der zweite Zug (B-Zug) in der Hauptschule in Allhau eröffnet ist, werden nur noch vier Schulstufen bleiben. Bis zum Jahre 1918 wurde Deutsch und Ungarisch unterrichtet, wobei der Unterricht in ungarischer Sprache überwog. Im November 1918 schied Ungarisch aus; noch im Mai desselben Jahres hatte der Schulinspektor aus Steinamanger den Kindern der 6. Schulstufe die Prüfung abgenommen.

Das Gesetz, wonach der Lehrgegenstand den Kindern zum größten Teil in der Landessprache (und das war Ungarisch) vorgetragen werden

müsse, war 1899 erlassen worden. *Mir häbm ja zu Ungarn gher!* Die Folgen dieser Einführung waren schlecht, weil die verwendete Methode falsch war. Das war vielfach Schuld der Lehrer, die sich nicht bemühten. Die Kinder verstanden nicht mehr, was ihnen gesagt wurde und plapperten nur noch nach. Daher beherrschten sie bei der Entlassung Lesen, Schreiben und Rechnen *nur halb*. *Jetzt, wänn ma so a klans Tschäpperl is, von z'Haus aus hät ma nix Ungarisches gher und durt häbm ma miassn!* *Mir häbm sehr strenge Lehrern ghâp, de häbm glei gschlägn, wänn ma hät Deitsch gsprochn. S' hätt ma solln untereinânda glei Ungarisch sprechn. Und des hät ma ja a net. Dâ häbm ma oft miassn unter Mittåg no Schulhiatn, in dar Schul bleibm, weil ma des net richtig häbm vastândn; und de ändern, die ältern, de greßern Schula, häbm mit de klan unter Mittåg oft miassn lerna, als Strâf lerna, wänn se des net glei begriffn häbm. Mir häbm miassn vü mitmâchn in der Zeit, es wâr schwer fir de Kinda. Nå, wia ma dânn a bißl älta wâr, dânn hät ma des schon a bißl ibersetzt, dânn häbm ma scho leichter glernt. Dâß ma des besser hät lesn kenna und âlls vastehn.* — Um diesen Schwierigkeiten abzuhelfen, hat man dann die Kinder eine Zeit lang nach Ungarn geschickt, *Ödnburg, dâ äbi, in unsra Gegend dâ nunter*. Sie sind dann so lang geblieben, *demnâch s grâd ausgângen is, dem durtign Bauern oder demjenigen. Oft warn's nämli zwoa Bauern, de austauscht häbm. Mânche sein oa Jâhr bliebm, mânche dreiviertl Jâhr, manche ânderthâlb und mânche sein des nächste Jâhr wieder in Winta gângen.* — Die Kinder gingen dort auch in die Schule. Im Durchschnitt kamen die Kinder mit zehn Jahren auf ein Jahr hinunter. Insgesamt *wern wohl so dreißg, vierzg Kinda ausn Dorf in Ungâr, gwen sein; de kennan heit no Ungârisch.*

Es bedeutete eine große Umstellung für ein Kind, wenn es so in eine fremde Umgebung kam. *Man is ja âbgschlossn gwesn. Dâs hät sich dânn gebm, ânfângs wâr es âber scho schwer. Mânchmâl hät oana scho oan, zwoa Kinda ghâbt und der hät dânn de Schwierigkeiten kennt und hät nâchgholfn.* Mit den Erwachsenen gab es weniger Schwierigkeiten für das Tauschkind, da sie eben darauf vielfach eingestellt waren, aber bei den Kindern wurde der fremde Neuling *net glei aufgnummen*. Sobald aber ein sprachlicher Kontakt hergestellt war, wurde das Gastkind in die dortige Kindergemeinschaft aufgenommen.

Bei der Rückkehr nach Hause gab es dann noch einmal eine Zeit der Unsicherheit, denn *man hät a an ändern Gedânkengâng ghâp jetzt und hät an Übergâng braucht; man hät si erscht wieda eingwena miassn.* An materiellen Dingen haben die Kinder nur Stiefel mitgebracht *De häbm so schene Stiefl ghâp!*

Der Austausch der Kinder war den wohlhabenderen Familien vorbehalten. Die Kinder der armen Bauern mußten ja in die Steiermark oder zu anderen Bauern im Dorf gegen Lohn arbeiten gehen. Sie hatten

daher am meisten unter der fremden Unterrichtssprache zu leiden, wo sie noch dazu wegen des Verdienstes soviel Schule versäumen mußten. Dazu kam noch folgendes: *Bei uns wär des a bißl schwer. Mir sein sogår a bißl zruckblieb. Weil, mir håbm im Winta nicht kennan herauskommen. Då wårn imma so schneereiche Winta, dåß mir uns verfalln sein in den hochn Schnee. Wånn ma uns håbm außagårbeit, sein ma wieda einigfalln. Wårn gånz erschöpft månchesmål. Dån wårn de Schuach so nåß, dåß ma s' den nächstn Tåg går net håbm ånziagn kenna. Jetzt håbm ma wieder miassn z'Haus bleibm. Dån is wieder ans a bißl marod worn und då håbm ma in Winta viil Schul miassn vasama. Nå und, Kinda sein dann glei a bisserl leicht, net, de wölln dån glei liaba går net gehn in d'Schul.*

Bis Allerheiligen und auch noch darüber hinaus gingen die Kinder bloßfüßig. Als ein Mädchen aus einer armen Familie mit acht Kindern das Schulgehen begann, hatte sie noch keinen Schuh an ihren Füßen gehabt. Wie sie anfang, hat ihr die Mutter von einer alten Frau übertragene Stiefletten gekauft. Das waren ihre ersten Schuhe. *Mir sein in d'Schul gånge und då håbm mir gwant vor Kõltn; der Raif wår schon so kålt. Bloßfiaßig! Sein mir retur gånge, håbm ma gsågt: mir mechten Schuach ånziagn, uns friarn de Zechn weg. Na, mir håbm wieda miassn furtgehn, de Ölttern håbm gsågt: es ist noch nicht die Zeit då zum Schuachånziagn. Ihr brauchts noch gnuag Schuach 'n gånzn Winta! Jå! Tuat's nua schnõll gehn, dån wird's eich wårn in de Fiaß. So sein mir erzogn worn. De Mutter håt zehn Kinda groß aufzogn. Zwõlfe wårn's, zwa sein klana gstorbm. In der Regel hat man zu Allerheiligen Schuhe bekommen. Då håbm mir Schuach kriagt von Oberwårt, vom Mårkt außa.*

Oft haben mehrere Kinder gemeinsam nur ein oder zwei Paar Schuhe gehabt; sie mußten dann abwechselnd in die Schule gehen. *Oft håbm mir unsa drei nur a Pår Schuach ghåbt und sein nur åbwechselnd in d'Kirch gånge. ‚Hait gehst du Kirch und legst d'Schuich ån, nächst Sunntåg du!‘ Und so håbm mir hålt a des Gwånd net ghåbt; an Ånzug glei fir drei, vier. Åber mir sein do a groß worn. — Und de Klaiden, und de nõtign Wäschestückl, wås mar braucht håbm. De Kitteln, de wårn friaha sehr wait; då håt de Muatta miassn iberåll a Blattl außanemman, dåß sie de Kinda håt kennan wås zsåmmnahn. De Hemdn aus de åltn Hemdstöck. Erscht bis i a große Dearn wår, bis i wås vadeant håb, håb i mar kenna wås Naies kafn.*

Es sind wohl die deutlichsten Gradmesser der Armut, wenn die nötigsten Bekleidungsstücke und das Grundnahrungsmittel Brot fehlen. *Bei Hunga håt uns de Muatta Ruabm gschõlt ståt Brot!* und in die Schule haben die ganz Armen für die kleine Pause und als Mittagessen hauptsächlich gesottene Erdäpfel mitbekommen: *An Tåg Grumpeln, dån Bramburi! Äpfeln a Brot söltn, wår gluich!* Als es schon etwas besser war oder denen es nicht ganz so schlecht gegangen war: *Grumpeln håbm*

mir kane mitkriagt, aber a Brot und Äpfel. Des is meistens unser Essn gwen. Mir häbm zwa Stick Brot mitkriagt, ans häbm mir Vormittäg gfrühstückt, um zehne oder wänn de Jausn wår, und an Äpfl oder zwa Äpfl und zu Mittäg wår dänn a greßers Stickel Brot und wieder a Äpfel oder zwa Äpfel. Mir häbm ka Butterbrot oder Fettbrot oder sowås wias heit gibt kriagt. Des hâts's friacher net gebm.

In der Schule haben die Kinder, abgesehen von allen Schwierigkeiten von ihrer Seite her, überhaupt wenig gelernt. Glernt häbm mir wenig. Da Lehrer hât sölba net Rechtschreibm kenna. Er hât a Meerschampfeifn ghâbt um zwao Kreizer; is durt gsessn. Dâ is ma mitn Biachl außigângen. Wås ma hât hålt auswendi lerna miassn. Wås ma auswendi kenna hât, hât ma eahm gsâgt. Hât jâ a kana wås glernt. Er hât oft Romane glesn und de Kinda häbm dabei Aufgâbm gmâcht. Da Lehrer hât an Grund ghâbt und dâ häbm mir miassn mitfâhrn und Kiahtreibn und Erdäpflklaubm. Ma hât koan Entschuldigung braucht, wänn ma net kummen is. I hâb mi oft âgstrâft. Mir häbm uns vasteckt und sein erscht z'Mittäg wieder z'Haus gângen.

Damals sind die Kinder noch mit zwölf Jahren *ausg'stândn*, viele sind schon mit zehn Jahren weggeblieben. Nicht selten konnten sie kaum lesen und schreiben. Da die Unzulänglichkeiten allgemein und häufig warei, gab es nach der Schulentlassung die sogenannte *Wiederholungsschule*. Sie war als Ergänzungsschule gedacht und sollte der Auffüllung der wichtigsten Kenntnisse dienen. Der Stoff der Wiederholungsschule war auf zwei *Winter* aufgeteilt. Ein solches Wiederholungsschuljahr dauerte von Allerheiligen bis Ostern. Unterrichtet wurde zweimal in der Woche, Donnerstag und Sonntag nachmittag. Obwohl die Kinder vielfach gehen wollten, kamen sie gar nicht oder nur teilweise dazu. Sie waren durch Arbeit und Lehre so in Anspruch genommen, daß sie nur dann gehen konnten, wänn se Zeit häbm ghâbt. — Da Lehra wår dem Lehrmoasta sein Kundschâft. Er wår a quata Moasta, âber âm Dunnerstâg hâb i net gehn derfn, nur âm Sunntâg, nâch da Kirch. Âm Sunntâg hât er mi gschickt, dâ wår koan *Arbeitszeit*.

Mit dem ersten Weltkrieg hörte der Unterricht in Ungarisch auf. Als auch die Pflichtschulzeit um zwei Jahre verlängert und auf den Schulbesuch strenger geschaut wurde, war die Wiederholungsschule überflüssig geworden und wurde aufgelassen.

Die Schulbücher waren für die beiden konfessionellen Schulen verschieden. Die Bücher waren früher alle für einige Jahre berechnet und blieben lange Zeit gleich. Bis zum Jahre 1938 führte sie der Dorfkaufmann. Seither werden sie durch die Schule besorgt. Andere Bücher können sich die Kinder aus der Schulbücherei ausborgen, wovon vor allem die Mädchen Gebrauch machen. Auch die kleineren Buben nehmen manch-

mal Bücher aus der Schulbibliothek mit nach Hause. Jå, er bringt imma de Märchenbiachl hoam. De lest er dänn und dänn bringt er s^b wieda zruck, tauscht um für's nächste Mål; und da Ältere, der håt die Mickey Mouse. Liegn eh alle Nächstkasteln voll Hefteln. Der lest dås meistens. Er håt mit de Schundhefteln ångfången, åber då wårn mir imma dahinter und i håb eingheizt und ålls. I kån'n's net vatrågn. De håb i eahm dänn net lesn låssn. Und weil ma imma dahinter wår, jetzt håt er's dänn aufgebm. Zu de Weihnnåchtn håbm mir dänn scho so Biacher gkuaft; er håt „Deutsche Heldensagen“ ghåbt und „Der goldene Märchenschatz“. Des sein ålles de Kindermårchen. Drei, vier so Biacheln håbm mir eahm gkuaft, jedesmal zu Weihnachtn. De håt er dänn ausglesn. Und da Jingere lest dänn de jetzt a wieda. So Biacher, die sein eh då! Sie selbst hat auch schon aus der Schulbücherei — mir håbm hålt gsågt: Gschichtnbiacheln — mitgenommen. Då håt ma de Bücheln a pår Tåg, tauscht sie wieder durt um, nimmt si a nächsts. Des is für de Freizeit noch gwen, åußer de Schulbücher. De sein lång scho so, de Bücheln. Des håt si net gåndert. Då sein imma no so ålte Biacheln durt und dås tuan sie lesn.

Der Lehrer nahm früher unter den Erwachsenen des Dorfes eine besondere Stelle ein. Früher war er ein *Herrgott*, jetzt ist er ein *Nichts*, wie es ein ehemaliger Lehrer von Wolfau ausdrückte. Den letzten Ausschlag für diesen Wandel gaben die Pendlere, die heute mehr verdienen als die Lehrer. Solange das Gebiet zu Westungarn gehört hatte, war die Staatssprache Ungarisch gewesen; viele Lehrer hatten in Ungarn studiert und waren in der Lage, die Schriften des Stuhlrichteramtes (entspricht der heutigen Bezirkshauptmannschaft) aus dem Ungarischen zu übertragen. Solche Übersetzungen konnten nur der Lehrer und der Pfarrer machen und das erhöhte ihren sozialen Rang. *Heit geht ålls auf Deitsch; des spricht a jeda!*

Das Autoritäts- und Einflußverhältnis des Lehrers beschränkte sich nicht auf die Schule. Der Lehrer war der kulturelle Führer der Gemeinschaft, der im Dorf wohnte, die Lebensform zumindest von außen kannte und einen festen und geachteten Platz in der Dorfgemeinschaft hatte. Jetzt ziehen sich die Lehrer zurück und wollen möglichst wenig außerhalb ihrer *Amtsstunden* gestört werden. Sie sind zu Beamten geworden. In Wolfau ist es noch nicht ganz so schlimm, aber dieses weit über die Schule und den Unterricht hinausgehende Verhältnis besteht nur mehr zu einem geringen Teil. Die Lehrer, die in Wolfau unterrichten, wohnen nicht im Ort. Einer kommt aus Allhau, der andere aus Oberwart. Sie kennen nur mehr die allgemeine Lebensform dieses Landesteiles, nicht mehr die besondere des Dorfes, in dem sie unterrichten. Da sie noch sehr jung sind, benehmen sie sich sehr freundschaftlich zu den ältesten Buben und spielen sogar manchmal deren Spiele, z. B. *Indianer* mit. Sie sind aber keine beherrschenden Autoritäten mehr im Leben des Dorfes, allerdings

auch noch keine Außenseiter. Zu diesen werden sie werden, wenn in Wolfau nur mehr die ersten vier Volksschulklassen bestehen werden.

Wenn die Kinder die Schule verließen, war das mit einer Feier verbunden. *Mir sein eigentlich im 14. Lebensjährl ausständn. Dã håbm mir fünf Monate no ghãbt, November bis März. Vorher, a pãar Klassen vor mir, die sein den Tãg ausständn, wo sie vierzehn wãrn. Die Priafung wãr am End vom Jãhr. Da Pfãrra is herkemman, vormittãg wãr Gottesdienst, dã håbm mir von da Religion aufsãgn miassn, von da Bibl, vom Katechismus. Priafung wãr iberhaupt alle Jãhr, wãnn de Schul in Summa aus wãr. Z'Mittãg sein alle essn hoam, am Nachmittãg sein Liada gsunga und Gedichte aufsãgt worn. I håb a oanmãl oans aufsãgt:*

Zur Prüfung.

Es grüßt Euch hohe Gäste / der Kinder Herz und Blick /

Zum schönen Prüfungsfeste / Es kehrt dann nicht zurück.

(Es erzählt eine etwa fünfzigjährige Frau, die die evangelische Schule besucht hat.)

Als man schon bis vierzehn in die Schule gegangen ist, war die Konfirmation mit 13, während die Kinder, als sie noch mit zwölf Jahren aus der Schule entlassen wurden, mit zwölf zur Konfirmation gingen. *Für de Konfirmation håt ma miassn lerna. Jede Wochn, Mittwoch und Sãmstãg vurmittãg. Lerna aus da Bibl. Mir sein no mit zwölf aus da Schul ausständn und mir sein a mit zwölf beicht worn. Dã håt ma 'n Pfãrra an Hãhn hintrãgn. Vor der Konfirmation is ma zu Gød und Gødrl åbbittn gãngen.*

Auch heute ist der Austritt aus der Schule wieder mit einer Feier verbunden. Diese *Entlassungsfeier* hat am meisten von allen Neueinführungen *gewirkt*. Zu der Feier werden die Eltern eingeladen. Die Schüler der Achten verabschieden sich von den andern Kindern und von der Siebenten oder Sechsten verabschiedet sich eine oder einer von den Entlassungsschülern. Schulleiter, Lehrerschaft und Geistlichkeit sind anwesend. Wie früher werden auch Lieder gesungen und Gedichte aufgesagt. *Die Idee is von obm, die Gestaltung wird dem Schulleiter überlassn.*

Viele kommen heute nach der Schulentlassung in eine Lehre, meist in Allhau oder Oberwart. Sind sie einmal *frei*, dann gehen sie *eh nãch Wean*. *Als Lehrling geans a scho durst hin, wo s' mehr Gøld kriagn. Sie brauchetens eh dahoam a!*

Früher konnten viel weniger Kinder als heute in eine Lehre gehen. Oft mußten sie, sofort nachdem sie *ausg'stãndn* waren, in *Deanst einstehn*, wenn sie nicht schon deswegen die Schule früher verlassen hatten. *Jedes Kind, wãnn's a bisserl nur wãr, und iberhaupt aus da Schul is kommen, den nächstn Tãg håt si schon die Årbeit kinna åntretn. Mir sein alle beim Meierhof beschãftigt gwesn. Es wãr jã vaschiedene Årbeit dã, net, am Føld, und de Buam — hauptsächlich bei de Pferd seins ångstøllt worn, mit*

da Mülch fährn, nâch Oberwârt, und so. Jâ, mir håbm imma Beschäftigung ghâbt durtn. Und bei dar Herrschâft selbst håbm ma in da Kûch . . . meine Schwestern wârn jede Kechin durt und Stubmmâdchen. I sölba wâr net, weil i wâr dâmals no jung. Mitgholfm håb i a. — Da Bruada is glei von der Schul außa auf Oberwârt in d'Lehr und der Bub des Dorfkaufmanns hat nach der Bürgerschule in Feldbach praktiziert.

Viele, die sofort nach der Schule einen Dienst antreten mußten, gingen zuerst wieder ins Steirische hinüber. Bis zwölz håt ma friaha miassn in d'Schul gean und dânn bin i ins Steirische ummi in Deanst und durt håt ma miassn in Stâll liegn. Durt wârn vü Fliagn. Es wârn überâll schlechte Zaitn. A drübm wâr des Brot gluach. Schlechte Zeitn im Siebener-, Ächterjâhr. Daham håt ma uns a net ghâlt'n kenna. Wenn sie dann so siebzehn, achtzehn Jahre alt waren, gingen sie meistens ins Niederösterreichische, wo sie im Weinbau und bei der Zuckerrübenarbeit mehr verdienten. Sie gingen aber immer dorthin, wo sie mehr verdienten. Unter âcht Nationen håb i mei Brot gsuacht. I bin auf da rumänisch Grenz hint gwen, i bin in Kroatien gwen, i bin in Slâwonien gwen, in Wean, in Budapest, in Graz, weil — des is net gleich. Mânches Jâhr is dâ mehr Arbeit und durt nit sovü und man is durthin gângen, wo ma sicher an Arbeit håt ghâp. Alls is auf Arbeit gângen; de Menscha âls Deanstmadln.

Die Kinder, die sich nicht ungelernter verdingen mußten, kamen bis 1921 mit zwölz Jahren in die Lehre. I håb im Ort d'Schneiderei glernt. Von fimf in dar Fruah bis zwölfe in der Nâcht gârbet. De Muatta håt oft gsâgt: Jâ Kind, wia håltst denn du des aus!/? Durch de friache Lehr håb i mi so vasessn und bin so klan blicbm. In da Schul wâr i unta de Greßtn. Fir de Lehr håb i nix gkriagt. De Krânkenkassa håt er mir zâhlt und gwandt hat er mi von Fuaß bis Kopf. Hätt net miassn, da Moasta, âber weil i so fleißi wâr und sölba håbm s' kane Kinda ghâp. Wâr a guata Moasta! Scho vierzehn Tâg vor mein sechzehntn Geburtstâg bin i freisprochn worn! Dânn bin i auf Graz gângen.

Unterhâltungen fir Kinda? Heit gibts vül: Lesn und Radio und Fernsehn. Friaha!/? Dâ håts nur des Faschingtânzn gebm fir de Greßern. Am Fâschingtâg, das ist der Faschingdienstag, war am Nachmittag frei und da war zwischen zwei und fünf Uhr für die greßern Schula ein Tanz in de Haiser, auf da Tenn, dâß vom Fâsching a wâs ghâp håbm. Das Haus, wo der Faschingtanz war, war nicht gekennzeichnet, es hat sich einfach umgsprocha, wo er abgehalten wird. Auf da Tenn war zusammengekehrt worden, ein größerer Bursch, so mit siebzehn, achtzehn Jâhr, hat mit da Harmonie oder mitn Klarinett gespielt, die Mâdchen haben sich so in Kroas oder da Reih nâch, aufgestellt und die Buben haben sich håt ane zuwigholt, de eahn gfâlln håt. So war es noch, als ein heute Dreißigjâhriger in die Schule ging. Er hat selber noch mitn Klarinett aufgespielt.

Dann hãbm se schon dirfn ins Wirtshaus, aber am Abend mußten die Kleinen gehen und es kamen die Großen. Heute geht die ganze Schuljugend in Begleitung der Lehrerschaft ins Gasthaus und es wird dort mit einer Ziehharmonika zum Tanz aufgespielt. Die Eltern sind dabei und zahlen den Kindern a Wirschtl und a Kracherl.

Bis zu dar Wiederholungsschul haben die Mädchen und Burschen nicht tanzen gehen dürfen. Se hãbm net derfn erwischt wern. Mit vierzehn, fünfzehn Jahren sind die Mädchen — zuerst mit der Mutter, dann mit den Kameraden oder allein — zu den Tanzereien gegangen. Und dãn hãbms hålt de Burschn firegnummen schon. Z'Haus hãbms scho Tanzn glernt, mit de Fraindinnen und mit'n Besn hãbms g'übt. Die Mädchen haben immer früher tanzen können als die gleichaltrigen Burschen. Sie sind voraus und de sein scho wieder von de Ältern besser gnommen worn. Jetzt sein de imma früher gwen als wia de gleichstandigen Burschen. Die Mädchen haben dann den gleichaltrigen Burschen 'n Wälza und den Steirischen beibrächt: z'Haus, unter klana Gsöllschãft, wãnn de Burschn in d'Feier kemman sein.

Heute wird im Winter im Gasthaus im Dorf ein Tanzkurs abgehalten. Die ausgstãndenen Burschen mit fünfzehn Jahren besuchen diese Tanzschule schon.

Früher hätte sich ein Bub von vierzehn, fünfzehn Jahren nicht im Wirtshaus blicken lassen dürfen. Dãn sein mir greßer worn und greßer und wia mir sein zur Assentierung kemma, dã håt ma nit si ausgean derfn wia hait. Bevor man Rekrut is gwen, dã håt ma scho a Freindin ghãp, de håt am a Straißerl gkãft. Wia mir sein zwanzig Jãhr ålt gwen, dã håt ma des in Huat gsteckt und dã is ma im Fãsching einigãngen. 'Also, du bist jetzt scho Rekrut und kummst jetzt zur Assentierung!' Und hãbm ein Stückel ångschafft. Man håt de Groschn, de Kraizer zsãmmgspãrt, dãß ma den Burschn håt a pãar Lita Wein zãhln kenna und von dã ån håt ma derfn tãnzn mit de Großn, åber vurher håt ma des net derfn. Mit vierzehn, fuffzehn håt ma se net blickn lãssn derfn. Diese kleineren Burschen hießen Mingerlgstãmpf und die haben zuerst einmal ihr Staudaviertl abgekriegt. Wenn die Burschen in diesem Alter anfangen, am Abend auszugehen, dã hãbm de Greßern, so mit åchtzehn, zwanzig Jãhr, de Klan (15, 16) ausgschnãlzt. Oft. Jede Wochn. Dã håt ma miassn renna: 'Fiaß, valãßts mi net!' Wenn sie ihr Staudaviertel hatten, durften sie mit. Erst dann durften sie die Mädchen besuchen. Er is no zu koan Madl gãngen, håt er 's scho gkriegt. Is oanmål urndli zunden worn! Hait toans des nimma!

Die größeren Burschen gingen am Dienstag, Donnerstag, Samstag und Sonntag in d'Feier. Wo ein paar hingegangen sind, gingen die andern auch hin. Das Mädl ging beim Abschied mit ihrem Burschen — Der håt eh auf d'Letzt gwãrt! — hinaus. Das war in Ordnung. Wenn aber zwei

vom Tanzen weg hinausgingen und *wänn ma då jetzt nächischaut, des macht si nit schean. Des hât neamd schean aufgnumma!*

Noch vor einigen Jahren sind die Burschen oft jeden Abend gekommen. Sie spielten Karten, sangen und lernten tanzen. Es waren auch meistens mehrere Mädchen beieinander. Jetzt gehen sie nur mehr ins Wirtshaus, wo die Musikbox ist. Auch die Mädchen gehen mit, was früher undenkbar war. Die Burschen singen nicht mehr am Abend, obwohl sie noch vor einigen Jahren manchmal singend durch Dorf gezogen sind oder mit den Mädchen zusammen auf der Bank heraußen beisammensaßen und sangen. Einem von ihnen, der vor ein paar Jahren in die Schweiz gezogen ist, haben sie einen ganzen Abend lang Abschiedslieder gesungen.

— —

Bei den größeren Kindern finden wir wenig von den Erwachsenen überliefertes Spielgut, da hier die Überlieferung von Kind zu Kind geht. Bei den Kinderspielen geht die Tradition nicht vom Vater auf den Sohn und von der Mutter auf die Tochter, sondern die Kinder lernen generationsweise voneinander. Die Erwachsenen, die Eltern eingeschlossen, sind — von ihren Erinnerungen abgesehen — über die Spiele der Kinder nur oberflächlich unterrichtet.

Die Gemeinschaft der kleineren Kinder ist eine Gemeinschaft ohne Trennung nach Geschlecht. Die Trennung in Buben- und Mädchengruppen ist altersbedingt. Bei den ältesten Kindern ist sie am strengsten. Wenn die größeren Buben *furtgehn und spüln*, dürfen die Mädchen nicht dabei sein. Die Mädchen sind aber sehr genau über das Treiben der Buben orientiert, während die gleichalten oder älteren Buben nicht allzu viel über die Spiele der Mädchen wissen bzw. sie verächtlich abtun. Bei den Mädchen ist hier schon das beginnende Interesse am andern Geschlecht dabei und sie sind darauf bedacht zu erfahren, was die Buben interessiert. Die größeren Mädchen ziehen sich auch allmählich von den Spielen zurück, sie beginnen mehr zu lesen oder unterhalten sich in kleinen Gruppen. Eine, die gut erzählen kann, denkt sich Geschichten aus oder erzählt gehörte oder gelesene nach. Die engeren Freundinnen, meist zwei oder drei, gehen mitsammen fernsehen oder am Sonntag nachmittag in die Heimstunde, wenn sie katholisch sind. Dorthin kommen dann die älteren Buben, die gerade *ausg'stândn* sind, vor allem wenn die Heimstunde aus ist. Sie holen die Mädchen ab und begleiten sie nach Hause.

Die Buben sind bis zum Schulaustritt und auch nachher viel mehr noch zum Spielen aufgelegt. Sie unterweisen auch ihre jüngeren *Nachfolger* mit viel Geduld und großem Einfühlungsvermögen, zum Teil ohne sich dessen besonders bewußt zu sein. *Und dänn, wänn mein Bruada seine Kâmrâdn dâsein, dänn spüln ma mit de.* Der Bruder und dessen

Freunde dürfen auch immer, bis auf ganz wenige Ausnahmen, dabeisein, wenn die alte Bande noch einmal allein auszieht.

Solange Buben und Mädchen noch gemeinsam spielen, kann man kaum von *Buben- und Mädchenspielen* sprechen. Es zeichnet sich nur ein Unterschied im Wesen und Verhalten ab. *Mir sein imma ins Streitn kemma, weil de Buam besser häbm schlägn kenna*. Daher spielen die größeren Buben und Mädchen die Spiele, die früher oft gemeinsam gespielt wurden, wie *Äbâ(t)schn*, *Nächlafn* und *Leich ma d'Scher* nicht mehr zusammen. *Mir låssn de Madeln nirgends mitspüln, a net beim Nächlafn; de kennan jâ net lafn!*, sagen die größeren Buben. Die größeren Mädchen antworteten, als ich sie fragte, wobei sie die Buben nicht mitspielen lassen: *Jâ, låssn . . . !*

Die eigentlichen Mädchenspiele werden dann die, die zuerst von allen gemeinsam gespielt werden, wie *Goldne, goldne Brücke*, während die Buben andere, eigene Spiele spielen, sobald sie größer sind. Auch ausschließliche sogenannte *Mädchenspiele* wie das Puppenspielen wurden zuerst von den kleinen Buben mitgespielt, aber schon von den etwas größeren ist kein besonderes Interesse mehr dafür zu erwarten. Immer mehr sondern sich die Buben mit ihren ausgesprochenen Bubenspielen ab. Ihre Vorliebe für Spiele, bei denen Wildheit, Kraft, Geschicklichkeit und List nötig sind, nimmt schnell zu und bestimmt dominierend ihr Interesse an ihren späteren Unternehmungen. Die früheren gemeinsamen Spiele werden nun ausschließlich von den größeren Mädchen weitergespielt, und so den Kleineren vermittelt, allerdings hören sie früher damit auf als die Buben mit ihren Spielen. Die Buben sind also viel kürzere Zeit Träger der gemeinsamen Tradition: sie werden Träger ihrer ganz spezifischen Spielüberlieferung.

Ich habe das Spielgut der Kinder in Wolfau nach folgenden Überlegungen einzuordnen versucht: Wo, wann, womit, von wem und wie werden die Spiele gespielt? Die Spiele sind nach Spielort, Spielzeit, dem verwendeten Spielzeug, den Spielern und der Spielart, worunter ich Regeln und besonderes Verhalten zusammenfasse, zu unterscheiden. Nach diesen Gesichtspunkten habe ich die Beschreibung des Bestandes zu ordnen und zusammenzufassen versucht. Welche dieser Komponenten die jeweils stärkste ist, ist nicht immer gleich, da die Spiele eine gewisse Variabilitätspotenz besitzen. So werden Spiele, die vorzugsweise im Freien gespielt werden, auch ins Pfarrheim verlegt, während man umgekehrt auch Heimspiele nach draußen überträgt.

Was die Kinder jeweils spielen, hängt von vielen äußeren Umständen ab. So ist ihre Wahl in starkem Maße von der Jahreszeit abhängig, dann auch von der Zeit, die ihnen zur Verfügung steht und gerade auch wieviele andere Kinder mitspielen können. Primär können wir Spiele fürs Freie und Spiele für drinnen unterscheiden. Unter den Spielen für draußen

wiederum Frühjahrs-, Sommer-, Herbst- und Winterspiele. Der Spielort kann sein: Haus, Hof, Straße, Wiese oder Wald. Nach der Zahl an Spielern müssen wir das Alleinspielen und das gemeinsame Spiel trennen und nach der Art, wie ein Spiel ausgeführt wird, von Kampf-, Lauf-, Tanzspielen usw. sprechen.

Nicht nur das Spielen mit Spielzeug und das Spiel nach Regeln gilt den Kindern als Spiel, sondern auch die spielerische Betätigung in der Verfertigung von Spielzeug wie das Pfeiferlschnitzen im Frühjahr oder das zwecklose *Umanändaschnitzn auf an Prigl oder an Bam*.

In der Anordnung bei der Beschreibung ging ich so vor, daß ich zuerst das Spielzeug beschrieb, das die Kinder verfertigen und anschließend habe ich die Spiele nach den charakteristischsten Gesichtspunkten in Gruppen zusammengefaßt.

Die bevorzugte Spielzeit für ein gemeinsames Spiel aller Kinder im Freien ist der spätere Nachmittag und vor allem der frühe Abend. Wenn die Kinder vom Feld zurück und mit ihren Arbeiten fertig sind, versammeln sie sich. Sobald einer angefangen hat, kommen die andern auch. Sie spielen dann bis zum Nachtmahl. Bevor sie auseinandergehen versuchen sie, einander's *Nächtletztli* anzuhängen. Der es bekommen hat, versucht es zurückzugeben oder jemandem andern weiterzugeben und läuft den andern nach. Oft machen sich zwei Abend für Abend einen gewissen Sport daraus. Die Kinder setzen viel Ehre darein, nicht mit dem *Nächtletztli* nach Hause gehen zu müssen.

Die engeren Freunde und Freundinnen bei den Größeren machen sich auch aus, was, wann und wo unternommen wird. Durch *Briaferl*, die während des Unterrichts geschossen, weitergeschoben und so weitergegeben werden, verabreden sich die Buben und am Nachhauseweg besprechen sie die Einzelheiten.

Bei den gemeinsamen Spielen wird häufig der *auszöhlt*, der *nächlafn* soll. Das geschieht mit Auszählreimen. Solange Buben und Mädchen noch zusammen spielen, sind diese Sprüche allen geläufig, während sie später von den größeren Mädchen viel besser gekonnt und auch noch verwendet werden. Bei den Spielen der größeren Buben kommen solche Sprüche kaum mehr zur Anwendung und werden von diesen daher auch vielfach vergessen. Wenn sie einen *besonderen Einzelnen* brauchen oder eine Trennung in zwei Gruppen vornehmen wollen, lösen sie mit einer Münze, einem Stein oder Steckerl aus. Besonders bei den Spielen in der Schule oder im Heim wird der Einzelne auch oft bestimmt oder es meldet sich ein Kind auf eine entsprechende Aufforderung hin freiwillig.

Auszähl sprüche

1. *Eins zwei drei
Und du bist frei.*

auch: *Oans zwoa drai*

*Du heißt Paul
Ich bin fleißig
Du bist faul.*

3. *I und du
Müllers Kuh
Müllers Esel
Das bist du.*

4. *Eins zwei drei vier fünf sechs sieben
Meine Mutter schabet Rüben
Meine Mutter schneidet Speck
Und du mußt weg.*

5. *Eins zwei drei vier fünf sechs sieben
Eine alte Frau kocht Rüben
Eine alte Frau kocht Speck
Wer mich lieb hat holt mich weg.*

6. *Auf dem Klavier
Steht ein Glas Bier
Wer daraus trinkt
Der stinkt.*

7. *In einer Badewanne
Saß eine dicke Dame
Und die dicke Dame lacht
Und die Badewanne kracht.*

8. *D'Schlånga is in Gårtn gång
Wiavü Vegel håt s' denn gfånga?
Oans, zwoa, drei
Und du bist frei.*

9. *Stoanhof, Stoanhof
Måchs Tirl auf
De Helga kurmt in Dauerlauf
Sie legt sie glei ins erschte Bett
Und möldt si ån als
Oberdepp.*

auch:

- a) *und sagt: i bin da greßte Depp.*
b) *und sagt: i bin da Oberdepp.*
c) *und sagt: i möld mi an ...*
d) *und frißt in Wärter 's Knedl weg.*
e) *und frißt in Wärter 's Wurscht-
brot weg.*

10. *Wenn der Kasperl schein geht
Geht er hinter's Haus*

11. *Ini ani u*
Und draußen bist du
Draußen bist du noch lange nicht
Mu t erst sagen wie alt du bist:
Genau es Alter sagen. Beispiel: *Sieben!*
Eins zwei drei vier fünf sechs sieben.
12. *Ich kenne eine Frau*
Hat Augen wie Kaukau
Hat F u e wie eine Leberwurst
Ich kenne sie genau
Sie heißt Silipzilizpilonika
Und wer den Namen nicht sagen kann
Der muß es sein.
13. *Herr Mayer kam geritten*
Auf einem Ziegenbock
Da glaubten die Banditen
Es sei der liebe Gott.
Da f llten sie Kanonen
Mit Eierspeis und Dreck
Und schossen dem Herrn Mayer
Die Unterhose weg.
14. *Kugel Kugel rot*
Und du bist tot.
Kugel Kugel schwa(r)z
Wie heißt dein Schatz:

Die andern machen Vorschläge, die bei einem Mädchen auf eine Vorliebe für einen bestimmten Buben oder ein bestimmtes Mädchen im umgekehrten Fall hinweisen. Der Gefragte macht auch einen Vorschlag und nennt dabei oft einen Namen, den keine(r) der Anwesenden trägt. Der Ausz hler kann bei zwei oder mehreren Vorschlägen einem den Vorzug geben. Beispiel: *Edi!*

Edi ist ein schöner Name
Edi will ich heißen
Edi hin, Edi her
Edi ist ein Zottelb r.
oder:
Edi hat sich küssen lassen
Mitten auf der Kaiserstra en

Und du kannst *gehn*.

15. *Eins zwei drei vier fünf sechs sieben*
Auf der Straße Nummero siebm
Steht ein altes Bauernhaus
Schaut eine alte Frau heraus
Geht so gern in die Kirche
Setzt sich in die letzte Bank
Låßt'n Schoas drei Meter lång
Kommt da Pfårra hergesprungen
Sågta: Du hast falsch gsungen.
16. *Ani wadi widi wa*
Sag mir, sag mir, wer ist da?
Der Johannes von der Welt
Bringt mir lauter Kupfergöld.
Wer wüll in Himmel kemma
Muaß a länge Loata nemma
Breche eahm de Boanl å
Boanl fälln ins Judenhaus
Judn måcha Pfeiferl draus.

Die Kinder saßen dabei im Kreis und eines zählte. Jedes mußte die Finger hinhalten. Wer zuerst alle Finger eingebogen hatte, war *frei*. Dieser Auszählpruch ist mir jetzt nicht mehr untergekommen; er wurde von einer fünfzigjährigen Frau mitgeteilt, die mit diesem Spruch in der Schule noch *åzöht* hat. Alle andern Sprüche sind bei den Kindern jetzt in Verwendung und auch die älteren Leute kennen sie.

Der Vorrat an Spielzeug, den die Kinder haben, ist sehr gering. Was die Größeren für ihre Spiele brauchen, machen sie sich meistens erst an Ort und Stelle, wie zum Beispiel den Pinzger. Sogar die kleinen Mädchen machen das schon vielfach selbst und gehen dabei sehr geschickt mit Messer oder Hacke um. Gekauftes Spielzeug gibt es bei den Größeren fast überhaupt keines, wenn man von den Puppen und Colts, Gürteln und Indianerkronen, die einige als Kleinere bekommen und aufgehoben haben, absieht. Schon die Dreißigjährigen aber sagen: *Sowås håbm mir net kennt; es håt es schon gebm, åber in ärmeren Kreisn net*. Die Buben, vor allem wenn sie schon etwas größer sind, haben ein Messer. Früher waren es die Oberwarter Feitel vom Markt, die sie bei sich trugen, heute sind es Messer aus Versandhäusern, die sich die Buben in den Katalogen aussuchen und bestellen. Die Oberwarter Feitel hatten aus Holz oder Bein gedrechselte Hefte und sehr gute Klingen. Die Messer, die sich die Buben heute schicken lassen, haben Kunststoffhefte mit Totenköpfen.

Die spielerische Betätigung ohne praktische Zielsetzung wie das *Umanändaschnitzn* oder das Verfertigen von Spielzeug empfinden die Kinder als richtiges Spiel. Dieses selbst verfertigte Spielzeug heben sich die Kinder nicht lang auf, ausgenommen die *waffenmäßige* Ausrüstung wie Bogen, Pfeile und Köcher, die die Buben wie einen Schatz hüten. Aber auch sie hält nicht länger als höchstens zwei Monate. Man muß also dauernd ergänzen und erneuern.

Die Kinder spielen oft für sich allein, fühlen sich aber nie einsam, denn die Natur als Spielpartner ist immer da. Dabei machen sie oft *so u Gspüzaig*.

Zum überlieferten Spielzeug, das sich die Buben vieler Generationen immer wieder machten, gehörte der *Burrer*. Heute kommt er allerdings fast nicht mehr vor.

Eine Haselnuß wird durchgebohrt und an dem Steckerl, das durchgesteckt wird, ist innerhalb der ausgehöhlten Haselnuß ein starker Zwirnsfaden oder eine dünne Spagatschnur befestigt. Ein Ende des Steckerls ist zugespitzt, da kommt ein Apfel dran. Wenn man bei dem Zwirn, an dessen äußerem Ende ein *Hölzl angemacht* ist, anzieht, dann *burrt* der Apfel, weil der Zwirn *zruck- und vurgeht*.

Einen *Surrer* machten und machen sich die Kinder heute noch und besonders gern die Größeren dann, wenn sie am Abend jemand necken wollen. Da wird er mit einem Ende beim Fenster angemacht und vom Bett aus auf die Straße hinausgesurrt. Dazu nimmt man einen langen reißfesten Faden und fädelt ihn zweimal durch einen Knopf und verknotet die Enden. Dann dreht man von beiden Enden aus und wenn genug Spannung vorhanden ist, zieht man an beiden Enden an; der Faden entrollt sich und rollt sich durch den eigenen Schwung gleich wieder ein. Dabei surrt es.

Mit einer langen Schnur und zwei Cremeschachterln haben sich die Kinder früher auch ein Telefon gemacht: *an jedm Eck häbm mir u Schachterl ängmächt und durchbohrt und so häbm mir telefoniert*.

Werfen heißt *Schnurrn* und dazu verwendet man einen *Schnurrer*. Dafür wird ein Stück Holz vorne auseinandergekloben, ein Stein, Erdapfel oder Apfel eingezwickelt und damit wird *gschnurrt*.

Noch immer machen sich die Kinder Schifferln aus *Rindn*. *Bei de Bäche häbm ma dâ imma Schinakl triebm. Segl häbm mar a draufgmächt*.

Im Herbst, wenn die Nüsse reif sind, halbiert man die Nußschale, umwickelt sie in der Mitte mit Zwirn und spannt ein Zündhölzl durch Drehen fest zum Schnappen ein. Damit man das Holz hinten hinunterdrücken kann, sodaß es vorne richtig aufsnappt, nimmt man hinten eine Kerbe aus. *Des hât mar friachâ a scho ghâbt, nur häbm mir uns mit dem net vi befâßt, des häbm de Buam mehr gmächt*.

Im Frühjahr, wenn der Saft im Holz steigt und die Rinde sich drehen läßt, machen die Buben aus Felbern, Haselnuß oder Flieder die *Wischpeln* oder Pfeiferln. Die Rinde wird vorn eingeschnitten, ein Loch gemacht, die Rinde geklopft und dann heruntergezogen. Sodann richtet man sich einen Stöpsel zu, der oben nicht ganz abschließt, und steckt ihn hinein. Auch *Klarinett* hat man sich gemacht, mit vielen Löchern. *De wås net a so pfeifn* heißen *Forzn*.

Das ganze Jahr hindurch — außer im Winter — schnitzt man sich eine *Hollerbüchs*.

Aus einem Hollerrohr von ungefähr dreißig Zentimeter Länge wird das Mark entfernt, dann wird es in die Hobelbank eingeklemmt und noch weiter ausgebohrt. Die meisten haben schließlich einen Durchmesser von eineinhalb Zentimetern. Der Lauf wird nun mit Schmalz angefettet, da er richtig rutschig sein muß und dann wird abgedichtet. Vorne wird ein *Stoppel* aus Kork fest hineingepreßt, von hinten wird mit einem Steckerl, wo vorne ein Pfropfen drauf ist, angetaucht.

Bei der *Hollerspritzn* ist vorne im Stöpsel mit dem Nagelbohrer ein Loch gebohrt worden. Wenn der Stöpsel nicht ganz genau abdichtet, wird er mit Wolle umwickelt und hineingeschlagen; oft wird er noch mit *Texlnägeln* vom Schuster angenagelt. Auch eine Schuhcremeschachtel mit einer Gummidichtung wird draufgenagelt. Dann kann man, wenn man mit dem Bolzen andrückt, drei bis vier Meter weit *aussispritzn*.

Das ausgehöhlte Hollerrohr wird auch als Blasrohr verwendet. Heute allerdings sind die Blasrohre schon meistens aus Eisen oder Plastik. Die Blasrohre aus Eisen sind die häufigsten, denn *då kánn ma glei zuaschlägn damit, wánn ma koan Munition mehr hát. Åber ám bestn sein eh de Faist beim Rafn*.

Das Blasrohr ist ungefähr einen halben Meter lang und hat etwa 1 cm Durchmesser. Ein zu langes Blasrohr ist schlecht, denn *des kánn ma nimma dablásn* und der Bolzen geht nicht heraus. Bei einem guten Rohr fliegt so ein Bolzen bis zu zwanzig und dreißig Meter weit und bleibt schön stecken.

Mit dem Blasrohr üben die Buben auch *Zielschiaßn*. Beim Indianerspielen verwenden sie es nicht, weil die Gefahr zu groß ist, daß der Bolzen ins Auge geht. Man verwendet es höchstens, wenn man auf den Bolzen vorne Holler draufgesteckt hat *und då wird net fest gschossn*.

Die Bolzen werden aus langen Sacknadeln gemacht, die hinten mit Wolle beschwert sind, daß sie gut fliegen. Die Wolle wird durch das Nadelöhr gezogen, zusammengebunden und überdies noch mit Uhu oder Leim verklebt.

Die *Gummibüchs* verfertigen die Buben, sooft sie eine brauchen.

Dazu nimmt man einen sogenannten Zwiesel, das ist ein gegabeltes Holz, und bohrt in die beiden Enden zwei Ringerl hinein, befestigt daran

den Gummi, nimmt die beiden Gummistränge, die ein durchschnittener Einsiedeglasdichtungsring sind, nach hinten und verbindet sie durch einen Lederfleck. Dann zwickt man mit den Fingern einen Stein in den Lederfleck ein und man kann schon *schnurrn*.

Mit da Gummibüchs håt ma Vegl obagschossn; wånn oana guat wår, håt er Spåtzñ und Schwålbm obagholt. Auch heute geht man mit der Gummibüchs noch auf Vogel- und Eichkätzchenjagd. Meistens bestreiten die Buben das für ihre Bande und sagen es nur anderen Banden, besonders wenn sie aus anderen Siedlungsteilen der Wolfau stammen, nach. Ich habe aber selber zufällig beobachtet, wie dieselben, die das Jagen kurz vorher für sich verneint hatten, während des Zielschießens ein Eichkätzchen hoch oben am Baum entdeckten und sofort mit Pfeil und Bogen dieses zu treffen suchten.

Die verwendeten Bogen hatten sie in der Schule gemacht. *So oan håt ma schon so zwoa Monat.* Dazu nimmt man einen dickeren Haselnußstecken und schneidet außen das grüne, saftigere Holz weg. Das Innere hat weniger Saft, ist härter zu biegen und biegt sich immer wieder zurück, wenn man den Bogen entspannt. Das grüne würde mit der Zeit so bleiben. Der Bogen wird zu Hause am Abend immer *aufbogn*, d. h. die Sehne wird aus einer Einkerbung *ausghängt*. Als Bogensehne nimmt man eine Hanfschnur oder Darmsaite oder eine Fischerschnur aus Plastik: Die *Gårbmandln* reißen ab. Die Pfeile werden aus einem ganz leichten Holz, vorzugsweise aus *Hiatriegla*, d. i. *Pfaffenkapperl* gmacht und zwar nur aus dem grünen, bevor er dürr geworden ist. Die Buben trocknen das Holz eigens und sie verwenden es auch nur, solange es viereckig ist. Die Rinde schaben sie ab. Sie suchen das geradeste Holz aus, denn je gerader es ist, desto besser läßt sich damit zielen.

Die Pfeile sind 60 cm lang, der Köcher kürzer (54 cm), damit die Pfeilspitzen heraus schauen. Der Durchmesser des Köchers beträgt 4 cm. Der Köcher ist außen mit geraden und wellenförmigen Linien verziert, die die Buben mit Deckfarben aufgemalt haben.

Bei den Pfeilspitzen, die für den Zweikampf gedacht sind, gibt man vorne keine Nägel oder *Spennådlñ* (Sacknadeln) hinein, sondern umwickelt das Ende nur mit Draht. Dieses Umwickeln geschieht deshalb, weil die *Spitzñ* nur dann nach vor geht, wenn sie beschwert ist. Die Pfeile für die Jagd haben alle vorne einen Nagel eingetrieben. Dazu umwickelt man die Pfeilspitze zuerst mit Draht, damit das Holz nicht gesprengt wird, zwickt es dann in die Hobelbank ein und treibt den Nagel, dem vorher das *Kapperl* abgewickelt wurde, hinein. *De Buam, de tuan de gånzn Nägl verårbeitn*, sagt die Mutter. An den hinteren Pfeilenden sind *Kerbm*. Brandpfeile werden nicht gemacht.

Die Pfeile nennen die Buben entweder einfach *Pfeil* oder *Pfitschi-*

pfeil. Mit *Pfitschi-* oder auch *Fitschippfeil* bezeichnen sie allerdings auch den Bogen, der aber auch *Pfitschi-* oder *Fitschibogn* oder nur *Bogn* heißt.

Manchmal planen sie, die Pfeilspitzen zu *vagiftn*. Der Giftmischer der Bande bereitet das Gift aus Tabletten, Salben, vorzugsweise Abführtabletten und Rheumasalben, zusammen mit Senf, Rattengift, Pudding, Krenblatteln in Himbeersaft gekocht. Dieses Gift gräbt man ein, *in da Tenn und unta Kistn und Kästn. Vawendt häbm ma's no nia, 's is z' gefährlich.*

Ihren Bogen, Pfeile und Köcher, 's *Tomahak*, Holzsword und Holzmesser zum Skalpieren hüten die Buben als Schätze. Wird gerade nichts geplant, nehmen sie ihre Waffenausrüstung mit nach Hause und verstecken sie *auf da Tenn oda im Werkzeugstädl*. Ist gerade ein Kampf mit einer anderen Bande im Gange, verwahren die Mitglieder der Bande ihre Waffen und das Szepter des Häuptlings gemeinsam in geheimen Verstecken, die sie oft wechseln. Zum allgemeinen Schatz gehören auch noch *Hackln, Dräht, Dosn mit Nägl und Pulva aus alte Patronen.*

Die Beratungs- und Aufbewahrungsplätze sind neben Erdlöchern häufig auch versteckte natürliche Höhlen im Wald. Auch legen die Buben selber Höhlen an, was im lößhältigen Boden ohneweiteres möglich ist; allerdings gibt es dort auch viel quergeschichteten Ton, wodurch die Einsturzgefahr wesentlich erhöht wird, was aber die Buben meistens nicht wissen. Die größte ihrer Höhlen ist auch tatsächlich deswegen eingestürzt. Ein Bandenhäuptling, sein Bruder und Bandenmitglieder gruben später eine große Höhle nahe dem Haus in der *Gstettn*. Der winzige Eingang ist durch eine Brettertür gesichert, die Höhle selbst erst nach einem langen Schliefgang zu erreichen. Bevor sie zu graben anfangen, hat diesmal der Großvater den Boden untersucht.

Zu den geheimen Beratungs- und Aufbewahrungsorten einer Bande gehören ferner auch die *Bamhaisl*, die sowohl auf der Erde zwischen vier eng stehenden Bäumen, aber auch bis fünfzehn oder zwanzig Meter hoch hinauf gebaut werden. Sind sie auf der Erde, werden sie auch oft *Höhl'n* genannt. Die in den Bäumen oben angelegten *Haisl* erreichen die Buben oft nur durch Strickleitern, weil die *Bamhaisl* meistens zwischen Buchen, Fichten oder Föhren gebaut werden, die zu schwache Äste zum Hinaufklettern haben. Auch hauen die Buben die Äste, die sie zum Hinaufklettern benützten, — sofern es solche gab —, ab, sobald das *Haisl* fertig ist. Unterhalb des *Bamhaisls* wird ein Maurerhaken für die Strickleiter eingeschlagen. Diese kann an einer Schnur aufgezogen und heruntergelassen werden. Diese Schnur wird an der Seite des Baumes angebunden. Lieber als eine Spagatschnur verwenden die Buben dazu eine Darmsaite oder Fischerschnur aus Plastik, weil diese unsichtbar sind. Wenn Mitglieder einer anderen Bande diese Schnur entdeckt haben, muß sich die Bande eine andere Befestigung bauen. (Der Anführer der Bande kaufte vom

zusammengesparten und durch kleine Arbeiten wie Ribiselbrocken aufgebessertem Taschengeld beim Dorfkaufmann einen festen Strick. Für die *Sprissl* sammeln die Buben rundes, festes Holz im Wald. Dieses kerben sie rechts und links ein. Dann wird ein Ende in den etwas aufgedrehten Strick geschoben, verkreuzt und dann das zweite Ende in die andere Seite, die man natürlich auch etwas aufdreht, ebenfalls eingeschoben. Ober- und unterhalb der Einschubstellen wird mit Schnur oder noch besser mit Besendraht fest abgebunden. Statt eines Stricks kann man auch Draht nehmen; dieser wird dann um die Einkerbungen herumgerollt. Die Leitern sind oft fünf Meter lang oder noch länger. Stricke oder Draht werden nicht zerschnitten, sondern nur parallel gelegt und so ergibt sich oben von selbst eine große Schlinge, woran man die Leiter aufhängen kann.)

Zum Hinaufschaffen des Materials (Bretter, Äste, Nägel, Werkzeug) und zum Befestigen des Maurerhakens tragen die Buben, wenn es nicht anders geht, sogar die große Leiter in den Wald und nehmen manchmal eine *Windn* mit. Sie klettern auch mit zwei gleichlangen Stricken, die um den Baum geschlungen sind und für die Füße zwei Schlaufen haben, hinauf, indem sie abwechselnd die um den Baum gelegte Schlaufe höher schieben, die gerade entlastet ist. Der herunterhängende Strick hat ungefähr Beinlänge, die unteren Schlaufen sind gerade so groß, daß der Fuß mit dem Schuh hineingeht. Auf diese Weise ersteigen die Buben auch dreißig Meter hohe Bäume, die erst ganz oben winzige Äste haben und auf die sie anders nicht hinaufkämen.

Zu den *Bamhaisln* und den versteckten Höhlen kommen noch die *Jagasitz*, wo die Buben gern ihre Waffen und das Häuptlingsszepter aufbewahren. Für den *Jagasitz* werden oben in den Bäumen Bretter *auffignâglt*. Die *Jagasitz* liegen auch bis zu fünfzehn und zwanzig Meter hoch, in seltenen Fällen noch höher. Von ihnen aus beobachten die Buben *de Reh*. Meistens gehen sie so um fünf Uhr nachmittags hinaus und bleiben dann bis acht Uhr abends draußen.

Den *Jagasitz* erreichen die Buben vielfach auch mit der Strickleiter oder sie haben Nägel eingeschlagen und klettern so hinauf. Ist nichts oben versteckt, ist es nicht so wichtig, ob andere hinaufkommen oder nicht. Der *Jagasitz* dient auch als Wachtplatz bei den *Kämpfen*.

Das Hochsitzbauen war bei den Erwachsenen nicht allgemein, da die Bauern nicht jagen gehen durften. Die Buben haben also nicht eine alte übliche Methode übernommen und bewahrt.

Das Häuptlingsszepter ist aus hartem Holz, meistens Buchen- oder Haselnußholz. Es ist immer verziert. Meistens sind Spiralverzierungen, Ringe, längliche Verzierungen und eventuell der Name eingeschnitzt. Oben drauf wird ein Tierkopf gesteckt und zwar ein Hasen- oder Hahnkopf mit Fleisch und Haut. Den Kopf holt man sich meistens von zu Haus nach dem

Abstechen. Auch der Schweif einer Eidechse kann oben befestigt sein. Dieses Szepter ist die Siegestrophäe und das Würde- und Hoheitsabzeichen des Häuptlings.

Neben dem Häuptlingsszepter sind nur die Marterpfähle und die Kolben, die man zum Spielen mit den Hunden hat, in den meisten Fällen verziert. Für die Marterpfähle nimmt man geschlagene Bäume, bei denen die Rinde schon abgeschabt ist. Sie werden nicht in die Erde gesteckt. Mit Ölkreide oder mit Farben malt man einen Totenkopf darauf. — Der Kolbm ist ein Knüppel aus am oberem Ende verdickten Holz. Auch Dreschflügel, die oben einen Eisenring haben, kann man als Kolben verwenden. Man verziert sie ähnlich wie das Szepter. Andere verzierte Stecken macht man gelegentlich, wenn man *so umanändisch* schnitzt.

Die Mitglieder einer Bande schwören feierlich dem Häuptling, von *dar Höhln* nichts zu verraten. Einem Feigling (*Benluisi*), der *von da Höhln älls verråtn håt*, gewährt man meistens einmal eine Frist. Bewährt er sich wieder nicht und verrät er noch einmal Geheimnisse der Bande, dann wird er für immer ausgeschlossen. Auch andere Banden nehmen ihn dann meistens nicht auf.

Die *Bamhaisl* und *Jagasisz* bauen die größeren Buben. Die jüngeren dürfen helfen oder zuschauen und lernen. Die jüngsten sind acht Jahre alt. Früher dürfen sie überhaupt nicht mitgehen. *Kennan net schnöll gnua lafn beim Spül und wanan glei, wånn s' ångsteßn wern!* Bei größeren Kämpfen sind die Jüngsten zwischen zehn und elf Jahre alt. Beim Indianerspielen ist es auch oft so, daß die größeren und die kleineren jeweils allein spielen und die jüngeren nicht ohneweiteres in die Gruppe der älteren aufgenommen werden, sondern die Aufnahme von Mut- und Bewährungsbeweisen abhängig ist.

Die Banden sind verschieden stark. Die Anzahl der Mitglieder schwankt zwischen fünf und zehn. *Oft wern wölche ausgreiht*, z. B. bei Verrat, *oft fålln Valetzte aus!*

Die Buben spielen *Indianer* und *Rauba und Schanti* bis zur Lehrzeit. Der Vierzehnjährige, der nach seinem Schulaustritt arbeiten geht, hört meistens auch mit dem Spielen auf. Der Bub, der bis zum Lehrantritt noch etwas Zeit hat, spielt noch mit. Manche Buben gehören nicht fest einer Bande an, besonders dann nicht, wenn sie neben der Schule viel und oft zu Hause mitarbeiten müssen, jedoch wegen ihrer Tüchtigkeit eine besondere Achtung genießen und daher auch eine Sonderstellung akzeptiert wird. Diese gehen dann jeweils als *Aushülf*.

Im Ort waren zwei Gruppen. Die Anführer wechselten von Spiel zu Spiel. Einige der Buben hatten immer führende Rollen. Die Anführer bei den einzelnen Spielen wurden *ausgmåcht* oder auch *gwöhlt*: jeder schreibt seinen Namen auf einen Zettel und einer zieht. Der, dessen Name gezogen wird, ist Anführer. Wenn ein Häuptling zu streng ist, machen die an-

deren *an Aufständ.* Auch ihm kann man dann unter Umständen eine Bewährungsfrist gewähren und wählt erst dann einen neuen Häuptling. Besonders tüchtige Buben sind Anführer und Häuptlinge auf längere Zeit; besonders bei den Größeren ist die dauernde Sonderstellung eines Einzelnen und die seiner engsten Vertrauten fast immer zu beobachten. Wenn diese ausscheiden, dauert es einige Zeit, bis sich die *Nachfolge* entschieden hat. Nicht immer aber bleiben die Gruppen ganz gleich, sondern müssen von den neuen Anführern erst wieder neu aufgebaut werden.

Was gerade unternommen werden soll, wird in der Schule mit den *Briaferln* und durch mündliche Verständigung ausgemacht. *Heit spül'n ma wieda!* Bei den Beratungen auf den Versammlungsplätzen beschließen der Anführer und die wichtigsten Vertrauten, was taktisch unternommen wird bzw. *wölcha Pfiff* gilt. Die Größeren trugen beim Indianerspielen nur ihre Waffen, aber keinen Kopfschmuck aus Federn oder Kriegsbemalung, höchstens an *zuagrichtn Zylinda* oder einen andern Hut. Die Kleineren haben hie und da eine gekaufte *Indianerausrüstung* oder eine Indianerkrone aus Federn, die sie auf den Wiesen und Äckern gesammelt und an einen Papierstreifen gepickt hatten. Sie bemalten sich auch die Stirn waagrecht in vielen Farben. Seit den „Winnetou“-Filmen kommt die Bemalung häufiger und auch bei den Größeren schon hie und da vor. Auch pflanzen die Buben nach der Winnetou-Serie eine Zeitlang eine eigene Fortsetzung, worin auch den Mädchen Rollen zudedacht waren, während sonst die Mädchen nie dabei sein dürfen. *Wänn a Mensch kimmt, dā stell'n sa se glei auf!*

Beim Kriegsgeschrei wird in die hohl gegeneinandergepreßten Hände hineingeblasen oder mit der Hand auf den Mund geschlagen, während sie schreien. Als Signale untereinander machen sich die Buben meistens einen Raubvogelruf aus (Falke, Eule) oder den Ruf des *Wettavogls oda da Turteltaubm.*

Gespielt wird oft den ganzen Nachmittag hindurch und meistens im Wald. Die gefangenen Feinde werden gefesselt oder an Bäume bzw. Marterpfähle gebunden. Dazu haben sie *Strick und Bandln aus da Tenn außigschmuggt.*

Der höchste Triumph ist, wenn man das Zelt des Häuptlings (oben zusammengebundene, mit Plachen bedeckte Stangen) oder das Lager der Gegenbande erobert. Das gilt allgemein, d. h. nicht nur für die Zeit eines Spiels. *Mir häbm gher't, daß drauß'n Feinde sein und in dar Höhln wår Dråht. A fümfhundert Meta länge Rolln. Und a Hackl a. Mir häbm de, de drin wårn, net außelassn. Bis gsågt häbm, se låssn's eh drin!* Dazu machten sie in der kleinen Grube unter dem Baum ein Feuer an und drohten den eingeschlossenen Feinden mit dem Ausräuchern. Einen Kübel

voll Wasser hatten sie mitgenommen für den Fall, daß sie einen kleinen Brand hätten löschen müssen.

Machen die Buben Feuer im Wald, um *Grumpeln* oder *Maiskolbm*, die immer gestohlen werden, selbst wenn das eigene Feld daneben ist — zu braten, dann haben sie das Feuer jederzeit unter Kontrolle und legen es so an, daß die Rauchentwicklung sie nicht verrät.

Neben dem Indianerspielen ist das *Rauba-* und *Schanti*-Spiel das beliebteste Bubenspiel.

Durch *Losn* werden zwei Parteien gebildet: einer hat hinter dem Rücken einen Stein und nimmt diesen jeweils in eine andere Hand. Nacheinander muß jeder Bub auf die ihm verschränkt entgegengehaltenen Fäuste schlagen. Vorher wurde ausgemacht, daß z. B. Stein *Rauba* bedeute. *Und dann sein meist mehr Schåndarm. Und dann geht's los. Durch an Pfiff wern de Schåndarm benåchrichtigt, daß de Rauba vasteckt sein. De Schåndarm miassn de Rauba drei Schläg gebm. Und wånns ålle gfången håbm, dann fångt des nächste Spül ån.* Nur manchmal werden die Räuber nach der Gefangennahme auch gefesselt oder kommen ins *Fegfeuer*. Das ist vor allem bei den Kleineren noch der Fall. Oft haben die *Rauba* auch Waffen: *An Kapsel- und Spritzrevolva mitn Wåssa. Åber åm bestn sein imma de Faist!* Meistens wird dann gekämpft, bis sich die *Rauba* ergeben. Verwegene *Rauba* — die Buben sind immer lieber *Rauba*, vor allem die Anführer melden sich immer freiwillig — widersetzen sich hartnäckig einer Gefangennahme und erklettern dabei die höchsten Bäume. Kommen den *Rauban* die Gendarmen nach, spucken sie herunter oder schwingen sich mit Ästen auf andere Bäume oder über Gräben und und Bäche. *Rauba-und-Schanti* wird auch in der Schule unter Anleitung des Lehrers gespielt. *Mit zehne håt er's wolln aufnehma, åber mit zwoa håt er gnuå ghåbt.*

Zu den Spielen, die die Buben auch spielen, wenn sie *mehrer sein*, gehören noch das *Nåchlafn* und *Vasteckn*; dabei lassen sie oft die jüngeren mitspielen.

Je älter die Buben werden, desto mehr bilden sie eine ausschließliche Bubengemeinschaft. Sofern sie mit Mädchen zusammenkommen, geschieht dies außerhalb ihrer Spiele.

Bei den Mädchen ist es anders: sie werden mehr in eine Mädchengemeinschaft gedrängt, als daß sie diese bewußt selbst bilden. Außerdem kann man, je älter sie werden, immer weniger von einer allgemeinen Spielgemeinschaft bei ihnen reden. Die größeren Mädchen bilden eher kleine Gruppen von engen Vertrauten.

Eine Zeitlang spielen die größeren Mädchen die Spiele weiter, die sie, als sie kleiner waren, mit den Buben gemeinsam spielten. Zwei, drei Jahre früher aber als bei den Buben hört die allgemeine Gemeinschaft zu bestehen auf und löst sich, abgesehen von besonderen Anlässen wie z. B.

den Jungscharstunden, in denen auch viel gespielt wird und in die sie bis Schulaustritt gehen, da sie erst ab 14 zur *Jugend* gehören, in Freundinnen-
gruppen auf.

Zu den wenigen Spielen, die ausschließlich von den Mädchen gespielt werden, gehören Blumenspiele und Flechten. Die Spiele mit den Blumen sind zum Teil an Frühjahr und Frühsommer gebunden.

Mit dem Löwenzahn, dem *Gölbm*, spielt man das *Liachtläbläsn*. *Wänn's auf drei weggeht, is guat!* Aus den hohlen Stengeln macht man Ketten und *de gånzn häbm mir äbbrockt und Kränz gmächt*. So *eingflochn* hat man auch die *Margritn*. Die Margariten und später die Aka-
zien hat man auch gezupft. Dazu sagt man heute noch:

1. *Himmel — Höll!*
2. *Himmel, Höll, Fegefeuer!*
3. *Ich lieb dich von Herz,*
Mit Schmerzn,
Ein wenig oder gar nicht!
4. *Er liebt mich*
Von Herz,
Mit Schmerzn,
Gänz oder gâr net.
5. *Er liabt mi*
Von Herz,
Mit Schmerzn,
A bißerl,
A wengerl,
Gar net vü,
Er heirat mi,
Er schießt ma wås!
6. *Valiabt, valobt, vaheirat, gschiedn!*

Der menschliche Spielpartner ist zum Spielen nicht unbedingt notwendig. Dem Kind, das das Alleinspielen früh gelernt hat, genügt die Natur oder ein Tier. Von den Haustieren ist es besonders der Hund und bei den Mädchen auch die Katze, zu denen das Kind ein innigeres Ver-
hältnis hat. Die Katze tritt oft an die Stelle der Puppe, die man in den Puppenwagen legt und die man sogar oft bewußt vorzieht, weil es etwas Lebendiges ist. Dem Hund wirft man Steine oder Steckerl, die er holen muß, bindet ihm auch was an: *a weng so an Karton ângmächt. a Blech-
hafn, daß recht scheppat, und de sein grennt; mir häbm oft a Blechl hint
âm Schwaf ânzwickt, ui!, der hät bühlt!* Mit den Hunden spielen eher die Buben. Auf die Katzen *häbm ma mit de Priäl gschmissn* und haben sie die *Gummibüchs* oder Pfeil und Bogen zur Hand, zielen sie auf die

Katzen wie auf die Eichkätzchen und Vögel. *De Hendln* machen sie *damisch*, indem sie ihnen den Kopf unter die Flügel stecken und sie drehen.

Im Wald sind es vor allem die Vögel und ihre Nester, die das Interesse der Kinder gefangennehmen. *Nester hât mar a ausgnumma. Die Oa hât ma austrunkn. De sein âber meistens glei zbrocha. Und dafir hât ma sein Leb m riskiert! Mir sein jâ glei zwanzg Meta hoch auffi! Krotn* werden, wenn man sie sieht, *derworfn* und Ziesel versucht man in einfachen, selbstgemachten Fallen zu fangen.

Wenn man den Kuckuck das erste Mal schreien hört, muß man mit Geld *reixna*, dann hat man das ganze Jahr Geld. Sooft er schreit, so alt wird man.

Wenn sich die Kinder selbst überlassen sind, *tuans a in Wâld gean und Bamkraxln, bloßfiâßi friaha, zwanzg Meta hoch auffi* oder *Hâslnuß suachn und aufschlâgn* oder *Beern suachn* oder *Schnurspringa in Hof oder hutschn*. (Die Kinder hutschen auf biegsamen Ästen oder auf Schaukeln, die sie aus Tüchern oder Stricken und einem Brettel an einem Baum im Garten gemacht haben. Zum Hutschen auf einem Brett, das über einen Holzbock gelegt ist, gehören zwei.) Ein Mädchen, das allein spielt, übt auch oft das *Zehnerln*, um dann eine andere schlagen zu können. Das *Zehnerln* ist ein Ballspiel, bei dem bestimmte Übungen zwischen Schupfen und Fangen ausgeführt werden müssen:

*Zehn Mâl gegn die Mauer hinschupfm und fângen. Gwehnlich.
Nein Mâl muaß ma oanmâl zsâmmklâtschn.
Âcht Mâl muaß ma hintn und vorn zsâmmklâtschn.
Bei siebm Mal muaß ma 'n Bâlln bein rechtn Fuaß durchschlâgn.
Bei sechs Mâl bein linkn.
Beim Fimferln muaß ma den Ball fâlln lâssn und fânga.
Beim Viererln auf de Erd aufschupfn und dann gegn de Mauer und dânn fânga.
Beim Dreierln muaß ma drei Mâl gegn de Mauer schlâgn und dânn fânga.
Beim Zwoarerln durch de Hând durchschlâgn und beim Oanserln muß ma'n hinschlâgn und sich oanmâl umdrahn.*

Wer das alles ohne Fehler macht, hat gewonnen. Dieses *Zehnerln* spielen eher die größeren Mädchen, die Acht- bis Zehnjährigen, weil die Kleineren erst das Fangen lernen müssen. Können sie schon fangen, spielen sie ein Ballspiel mit einem Spruch und deuten zwischen Schupfen und Fangen die im Spruch angesagten Handlungen an:

*Edler Student
Wasch deine Hânt
Trockne sie ab*

*Kämm deine Haare
Knie dich nieder
Bete zu Gott
Steh wiedrum auf
Fang den Ball mit einer Hand!*

Diesen Spruch sagte eine achtundsiebzigjährige Frau, die ihn auch ihrem Urenkel beigebracht hatte. Von einem kleinen Mädchen hörte ich den Spruch folgendermaßen:

*I bin das Schneewittchen
Putz mir das Kittchen
Edler Student
Wasch dir die Hänt
Trockne sie ab
Kämm dir die Haare
Knie dich nieder
Bete zu Gott
Steh wieder auf
Und fang den Ball mit einer Hand auf.*

Früher hat man, zuerst mit Wollbällen und dann mit Bällen aus Vollgummi, das *Bällmschlägn* gespielt; heute wird statt des *Bällmschlägens* Fuß- oder Handball gespielt. In der Schule und heraußen spielen die Kinder heute auch *Tupfball* und *Völkerball*.

Zu den ganz alten gemeinsamen Spielen im Freien gehören das *Loacha* und das *Pinzgern*, die heute noch gespielt werden. *S'Loacha* oder *Loachn* hat man in der Pause in der Schule und heraußen gespielt, nur im Winter nicht, denn *då is da Bodn z'hårt*.

Die Kinder machen ein Grüberl durch Drehen des Absatzes oder mit einem Steckerl bzw. einer Schaufel. Jeder Mitspieler hat *Kugeln*. Diese Kugeln können sein: Eicheln, Knöpfe — *de håbm ma oft außagschnittn, wånn ma koana ghåbt håbm!* — Tonkugeln und Glaskugeln. Meistens hat man früher mit Knöpfen gespielt. Die Spieler stehen in einem gewissen Abstand und schieben mit der Kugel an. Natürlich versuchen sie, die Kugel sofort ins *Griaberl* hineinzuspielen. Wer am nächsten herankommt, der darf mit dem Daumen anprellen. *Ma håt dabei gloacht und pröllt!* Er muß mit dem Prellen bei der Kugel anfangen, die am weitesten weg war. Was er hineinbringt, gehört ihm.

Das *Pinzgern* wird verschieden gespielt. Man braucht auch eine Grube und legt den Pinzger quer darüber. Der Pinzger ist ein kürzerer *Spitz*, d. h. ein auf beiden Enden zugespitztes Holz; oft ist er auch verziert. Dazu braucht man einen Stecken, der unten ebenfalls zugespitzt ist, als Schlagholz. Um das *Griaberl* ist ein Kreis gezogen. Mit dem Schlag-

stecken wird der Pinzger aus dem *Griaberl* herausgeschleudert. Der Stecken wird dabei in der Rinne des länglichen *Griaberls* angesetzt und durchgebogen, daß er beim Vorschnellen den Pinzger mit viel Kraft empor- und fortschnellt. Nun geht es verschieden weiter.

1. Sobald der Pinzger aufschlägt, macht man von der Grube aus Schritte und der die *mehran* hat, der *hät des Zül*. Wenn er beim Zurückwerfen den Pinzger nicht in den Kreis hineinbringt, ist der andere an der Reihe.

2. Die *Draußigen* schupfen den Pinzger herein und der Werfer muß ihn mit dem Stecken wegschlagen, wobei er den Pinzger in der Luft treffen muß. Trifft er ihn nicht, hat er verspielt und der Nächste kommt an die Reihe. Der die meisten Treffer hat, ist Sieger.

3. Nachdem man den Pinzger hinausgeschleudert hat, legt man den Holzstecken quer über die Grube und geht zum Aufschlagsort des Pinzgers hin. Nun versucht man, den Pinzger zurückzuwerfen und dabei den Stecken zu treffen. Wenn dies nicht gelingt, wird die Entfernung vom Pinzger zum Holzstecken gemessen und die Anzahl der kleinen Schritte gilt dem Andern als *gschenkt*. Die Anzahl der geschenkten Schritte wird durch mehrere Spielgänge zusammengezählt, bis eine bestimmte, ausgemachte Summe erreicht ist. Am Ende des Spieles *kriagt's da Pinzger* und zwar in der Weise, daß das Kind mit dem Schlagstock auf die Enden des Pinzgers schlägt, so daß dieser jedes Mal in die Luft springt. Das *Pinzgerschlägn* geschieht so oft, als die Summe der geschenkten Schritte beträgt.

Sooft wie das *Loacha* und *Pinzgern* wurde früher das *Kreizer ådrahn* gespielt, das heute nicht mehr vorkommt.

Die Größeren, die ein paar Kreuzer hatten, haben ein Brettel schräg angelegt und die Kreuzer herunterrollen lassen und wenn ein Kreuzer auf einen andern fiel, dann hat er diesem gehört.

Ebenfalls nicht mehr üblich ist das *Stoanlschupfm*, das früher vor allem die Mädchen spielten. Das Spiel erfordert große Geschicklichkeit.

Man brauchte fünf kleinere Steine. Diese werden *aufgelegt*, das heißt, sie werden aufgeschupft wie Würfel. Im ersten Durchgang nimmt man ein Steinchen auf und zwar das, das am nächsten zu einem anderen Stein liegt, damit kein anderer nachher berührt wird, schupft es auf, nimmt ein Steinchen auf und fängt dann das aufgeschupfte Steinchen. Auf diese Weise sind die andern noch liegenden Steinchen auch aufzunehmen. Beim zweiten Durchgang werden wieder *alle fünf ausgschobm* und wieder ist das richtige *Stoanl* aufzunehmen und aufzuschupfen. Diesmal sind zweimal zwei Steinchen zu erhaschen. Beim dritten Durchgang muß man drei und ein Steinchen aufnehmen, beim vierten alle auf dem Handrücken und so ist aufzuschupfen, dann sind schnell alle vier liegenden aufzunehmen und das fünfte aufzufangen.

Bei einem Fehler kommt die Gegenpartei an die Reihe. Das *Stoanlschupfm* haben die Mädchen, wie das *Zehnerln*, viel allein geübt.

Das *Huatschupfm* haben früher die Buben oft gespielt, besonders im Frühjahr und im Herbst und in der Pause in der Schule. Es ist heute auch nicht mehr üblich.

Die Hüte oder Kappen der Spieler werden der Reihe nach aufgestellt. Meistens waren es vier bis sechs. Der, dessen Hut zuerst lag, hat *ängschupft*: er stand ungefähr drei Meter entfernt und warf einen Ball in einen der Hüte hinein. Die andern standen im Kreis herum. Der, in dessen Hut er schupfte, mußte aus dem Kreis *fliagn*, den Ball nehmen und auf die Buben im Kreis werfen, die natürlich auseinanderliefen. Wen er traf, der mußte seinen Hut als letzten hinstellen und kam somit später mit dem Werfen dran. Traf er niemand, mußte er seinen eigenen Hut als letzten anreihen und der vorige Werfer durfte noch einmal schupfen. Das Hutschupfen kam Mitte der Dreizigerjahre ab.

Heute wird das *Templhupfm* noch viel gespielt, das auch *Kastlhupfm*, *Himmel- und Höll-Hupfm* oder einfach *Lumpfm* (bedeutet *auf einem Fuß hüpfen*) heißt. Das Templhupfen wird eher von den Mädchen gespielt, allerdings nicht ausschließlich. Nicht alle sind imstande, *de Kastln und Kroas* aufzuzeichnen (entweder mit Kreide aufgezeichnet oder mit einem Steckerl in die Erde geritzt), sondern nur einige. Spielen können es die meisten.

Die Spielerin wirft nacheinander den Stein in die *Kastel*. Wenn das *Stoanl* beim Schupfen auf einen Strich fällt, dann gilt es nicht.

Die Spielerin steht vor dem Feld und schupft das *Stoanl* in das erste Feld. Dann lumpft sie in das erste Feld, von da in das zweite, in *drei und vier* hüpfte sie auf beiden Füßen auf, sodaß ein Fuß in *drei* und der andere in *vier* ist, dann lumpft sie nach *fünf* weiter und bei *sechs und sieben* ist es wie bei *drei und vier*. Dort kehrt sie um, indem sie einen Drehsprung macht und wieder mit beiden Füßen aufkommt, nur ist jetzt der rechte Fuß in *sechs* und der linke in *sieben*. Dann geht es in der umgekehrten Richtung in gleicher Weise zurück, nur vor dem ersten Feld bleibt sie stehen und hebt den Stein, auf einem Bein stehend, auf. In das Feld, wo der Stein liegt, darf man nicht hinein.

Wenn man einen Fehler macht, zum Beispiel den Stein nicht auf einem Bein stehend aufheben kann, dann muß man warten, bis die anderen Mitspieler der Reihe nach dran waren.

Man hüpfte so alles durch, indem man den Stein jeweils ins nächste Feld trifft, hüpfte und ihn zurückbringt. Hat man das zusammengebracht, dann legt man sich den Stein auf den Vorderfuß. Dabei muß man nicht hüpfen, sondern kann gehen, aber der Stein darf nicht herunterfallen, nur im *Himmel*. Dann trägt man den Stein auf dem Daumen. Wiederum geht man und außer im *Himmel* darf der Stein wieder nirgends herunter-

fallen. Dann muß man sich umdrehen und den Stein werfen. Trifft man in ein *Kastel* hinein, dann darf man da seinen Namen hineinschreiben und niemand darf dort mehr hineintreten, außer beim Fuß- und Fingertragen. Wenn man nicht hineintrifft, muß man einmal warten, dann darf man dreimal werfen. Wenn man wieder nicht hineintrifft, muß man noch einmal einen Durchgang abwarten, dann darf man es zweimal versuchen und das nächste Mal einmal. Wenn man dann noch immer nicht hineingetroffen hat, dann muß man ganz von vorn anfangen.

Neben den Ball- und Wurfspielen gehören die Laufspiele zu den beliebtesten.

Beim *Äbäschn* oder *Äbätschn* wird einer ausgezählt oder bestimmt, der *einschaun* muß. Dabei zählt er laut bis zu der Zahl, die ausgemacht wurde und dann schreit er:

Hinta mir
Vorda mir
Links
Rechts
Wer net vasteckt is
Wird äbätscht!

Dann schaut er auf und sucht. Sobald er jemand von den Versteckten entdeckt hat, läuft er zum *Plätz* und schlägt mit der Hand hin und ruft: *Äbä(t)scht!* oder *Oans, zwoa, drei äbätscht!* Derjenige, der zuerst *äbätscht* wird, muß beim nächsten Spiel *einschaun*. Es wird aber solange weitergemacht, solange noch Mitspieler versteckt sind. Dauert ein Spiel zu lang, dann ruft man und fordert die noch nicht Gefundenen auf, freiwillig hervorzukommen. Wer nicht entdeckt werden konnte, ist stolz, denn das ist eine Ehre.

Gelingt es dem, der *eingschaut* hat, nicht, jemand *äbzbäschn*, d. h. waren die von ihm Entdeckten immer schneller beim *Plätz* und haben ihn selber *äbätscht*, dann muß er noch einmal *einschaun*.

Beim *Äfängerl* oder *Nächlafn* muß der, der *nächlafft*, schauen, daß er einen der Mitspielenden erwischt. Der tritt dann an seine Stelle. Der Bedrängte kann aber in höchster Not *Hackerl pfui!* rufen und dann ist er solang sicher, bis er wieder *Hackerl aus!* schreit.

Ähnlich ist *Bruder hilf!*: hier laufen zwei nach und fangen. In höchster Bedrängnis ergreift man einen anderen Mitspieler und ruft *Bruder hilf!* und dann kann einem nichts mehr geschehen. Wenn alle anhalten und nicht auslassen, dann kann der Verfolger sagen:

Radl, Radl
Wer net ausläßt, der is!

Dreimal muß er das sagen und dann muß jemand *heraußn* sein.

Wenn die Kinder zu spielen aufhören, dann wird zugsperrt: dabei hackeln sie die beiden Zeigefinger ineinander und sagen auch *Pfui, pfui!*

Eine Reihe weiterer Lauf- und Ballspiele sowie andere zähle ich nur auf, da sie sehr bekannt sind: *Blinde Kuh, Mäuschen, wie piepst du?, Maus, Maus, komm heraus!, Zimmer, Küche, Kabinett, Hasenabschießen, Hahn, Kücken und Fuchs, Figurenreißen, Butterfaß, drah di, Tellerreiben* und *Im Keller muß es finster sein.*

Sehr viel gespielt wird von den Kindern *Schneida, Schneida, leich ma d'Scher* (auch *Vota, Vota, . . .*): dabei steht jeder Mitspieler bei einem Baum. Das Spiel wird meistens im Wald gespielt, allerdings auch beim Halten, wenn genügend Baumgruppen da sind. Einer ist frei und geht zu einem, der bei einem Baum steht und sagt: *Schneida, Schneida (Vota, Vota), leich ma d'Scher (d'Scha)*. Der Angesprochene antwortet: *Bei der Ottilie is leer (la)*. Der, der gefragt hat, muß nun zu der Genannten hingehen. Inzwischen versuchen die andern, ihre Standorte zu tauschen. Der, der frei ist, versucht, bei einem solchen Wechsel einen der kurze Zeit leeren Bäume zu erwischen. Gelingt ihm das, dann muß der, der nunmehr beim Versuch des Baumwechsels seinen alten Platz verlassen und den neuen nicht erreicht hat, weiter suchen.

Ein Spiel, das hauptsächlich die Mädchen spielen, ist *Goldne, goldne Brücke*.

Zwei Mädchen machen sich etwas aus, zum Beispiel *I bin da Äpfl, du bist de Birn!* oder: *Gold — Silber; Banane — Orange; Milch — Kakao*, wobei gleich dazugesagt wird: *Da Äpfl is da Himml, de Birn de Höll!* Dann greifn se zsämm, so daß sie eine Art Tor bilden und die anderen Mitspieler beginnen, der Reihe nach durchzuziehen, wobei die beiden singen:

*Goldne, goldne Brücke
Wer hat sie denn gebrochen?
Der Goldschmied, der Goldschmied
Mit seiner jüngsten Tochter!
Wir teilen durch, wir teilen durch
Den letzten wolln wir fangen
Mit Spießen und mit Spangen!*

Beim letzten Wort senken sie die Arme; wer gefangen ist, muß wählen:

*Wås häst liaba, Äpfl oda Birn?
Birn!
Muafst di hinta mi stölln!*

Der Gefangene muß sich anreihen und der Gesang beginnt von neuem. Das geht solange, bis alle angereiht sind.

Dann erklärt jede der beiden, was die, die hinter ihr stehen, sind:

Ös seids alle Engerln!

Ös seids alle Teiferln!

Trotzdem wird jetzt noch *åbgwogn*, wer ein Engerl oder Teuferl ist. Dieses *Åbwågn* oder *Rumpeln* geschieht auf zwei verschiedene Arten: entweder legt sich das Kind auf die Arme der beiden, die *Åpfl* und *Birn* waren und wird hin- und hergeschwungen, oder es steht innerhalb der gefaßten Hände der beiden und wird hin- und hergerumpelt. Die beiden fragen: *Bist a Engerl oder a Teiferl?* und machen Faxen. Sie versuchen, den, der *gwogn* oder *grumpelt* wird, zum Lachen zu bringen, denn *wer de Zåhnt zagt, is a Teiferl!* Je nachdem heißt es dann auch:

Rumpel die Pumpel

Der Himmel ist offen

Die Hölle ist zu

Ein Englein bist du!

.

Die Hölle ist offen

Der Himmel ist zu

Ein Teuflein bist du!

Zum Schluß *fången de Teifeln de Engeln å, bis alle Teifeln sein*. Berührt ein Teuferl ein Engerl, dann ist dieses zu einem Teuferl geworden und jagt auch die restlichen Engel. Das Spiel ist aus, bis alle Teufel sind.

Spiele für drinnen, die fast nur von den Mädchen gespielt werden, sind: *I siach, i siach, wås du net siagst*, *Stille Post*, *Fischn*, *Himmel-Höll*, *Ånehma*, *Hoåß-Kålt*, *Ålles, wås Fliagln håt, fliagt*, womit, wie bei *Wer schmitzt oda låcht muåß a Pfånd hergebm* ein Pfänderauslösen verbunden war, *Ållas, wås Herndln håt, steßt*, was nur eine Variante zum vorvorigen Spiel ist, *Manderl*, *flui furt*, *Waiberl du a!*, *Zaubern*, *Ziffernraten* und *Stadt und Land*. Viele werden auch draußen gespielt oder *aus Gspoåß* von den Großen — besonders die Spiele mit dem Pfänderhergeben und folgendem Auslösen — da sie jedoch Stubenspiele sind, habe ich sie unter diesem Gesichtspunkt zusammengefaßt.

Im Winter wurde früher viel gerodelt; die Buben halten sich auch heute im Winter meistens im Freien auf. *Friacha is jå koa so a Verkehr gwen*. Die Kleinen hatten ihre *Schlitterln, untn Eisen, obm a Brettl oder a Gatter gflochn, då is ma friaha drauf gsessn, mit de Fiaß håt ma åntaucht und glenkt*. Diese kleinen Schlitterln hat der Vater gemacht und sie waren für ein Kind oder höchstens für zwei gedacht. Diese Handschlitten hat man später dann auch vom Wagner gekauft; heute kauft man sie beim Wagner in Allhau.

Die Großen sind früher auch gerodelt. Noch vor gar nicht langer Zeit sind sie am Abend von der Kirche hereingerodelt. *Då seins auf da Stråßn einagfåhrn, weil is jå koa so a Verkehr gwen. Då is in da Nåcht jå ållas stüll gwen. Einagfåhrn da ibern Berg. Då håts a Murds-*

gaude dänn gebm. Und der vierzehnjährige Sohn fügt an: *I kãnn mi no erinnern, dã sans oanmal oan Winter mit Mist gfãhrn mit d'Rouß und dã håbm ma anghãngt bergauf, mit d'Schlittn. I kãnn mi no erinnern. Hiatzt gibts des mer net. Heit sein jã Schotter strat auf da Strãßn, jetzt gehts mehr nimma!* Nur die Kleinen fahren noch im Obstgarten hinter dem Haus.

Die Größeren sind früher mit dem Sauschlitten gerodelt. *Sauschlittn hoãßn s' darum, weils in friacheren Zeitn de Schweine draufglegt håbm, wãnn sie s' nausgführt håbm. Dã håbm sie s' nausgführt und åbgsengt außer n' Dorf. Im Winter! Im Summa is jã net gstochn worn.* Mit diesen Schlitten *hãt ma an schein Schuß gkriagt, sein ja fimfe, sechse draufgsessn. Auf de Nãcht, da san de großn Buam und Madln gfãhrn, oft åchte glei aufgsessn zletzt.* Oft ist es auch die ganze Nacht durchgegangen und *mir håbm den Schlittn erscht in da Fruah zruckgebm, wia a hin wãr.*

Das Schifahren ist ein sehr junger Sport. *Friacha håbm si de Kinda de Schi sölba miassn zsãmmnãgln.* Der Bruder einer heute fünfunddreißigjährigen Frau ist schon gefahren, *åber mit so kurze Fãßdaubm.* Die heutigen Buben mit neun und zehn Jahren fahren viel Schi. Einige versuchen auch heute noch, die Schi selber zu machen. Die Buben fahren *zickzack* im Wald und bauen *Sprungschãnz.* Die Bergler kommen sogar manchmal mit Schiern in die Schule. Mit dem Lehrer gehen sie auch Schi fahren.

Seit einigen Jahren ist das Eisschießen bekannt. Wenn nicht genug Große sind, dürfen auch die Buben ab vierzehn dabei mitmachen.

Was die Kinder früher in der Schule in der großen Mittagspause spielten, waren zum größten Teil die überlieferten Spiele. Auch unter der Anleitung des Lehrers spielten sie viele der Spiele, die sie sonst auch spielten. Daneben gab es auch Schulspele, die der Lehrer ihnen gezeigt hatte. Diese wurden dann auch viel heraußen gespielt und heute kann man manchmal nicht mehr von vornherein sagen, welche Spiele ursprünglich Schulspele waren.

In der Schule hat man sehr oft *Loacha, Himmel-und-Höll-Hupfn, Bãllmschlãgn, Stoanlschupfm* und *Huatschupfm* gespielt. Der Lehrer seinerseits lehrte die Kinder *Katz und Maus, Wer fürchtet sich vorm schwarzen Mann?, Fuchs aus der Höhle, Zwischen Berg und tiefem Tal* und *Esel, wer schlägt?*. Diese Spiele kamen nach der Jahrhundertwende durch die Schule zu den Kindern und seither gehören sie zum Spielbestand der Wolfauer.

Abschließend erwähne ich nur kurz die sogenannten *Heimspiele*, worunter ich jene Spiele verstehe, die mit der Katholischen Jungeschar nach Wolfau gekommen sind. Zum Teil sind sogar schon sie in den allgemeinen Spielbestand aufgenommen worden. Allerdings lassen sie sich noch, was ihre Herkunft betrifft, eindeutig zurückführen. Zu den Spielen,

die nur im Heim gespielt werden, — *wegn da Sessl* — gehört: *Meine Tante ist aus Amerika gekommen, A so a schō* werden gespielt: *Mein rechter Platz ist leer und Ich sitze im Zuge und fahre nach* und der *Besentanz*. Auch wurde das Heim eine Art allgemeiner Spielplatz, wo auch außerhalb der Heimstunden gespielt sind, so nach der Rorate; allerdings kommen nur die größeren Mädchen (von zehn bis vierzehn) dort zusammen.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland](#)

Jahr/Year: 1969

Band/Volume: [042](#)

Autor(en)/Author(s): Klenk Edith

Artikel/Article: [Das Kinderleben. 231-290](#)